Die Dame von Monsoreau

Alexandre Dumas, Friedrich Wilhelm Bruckbräu

Die

Dame von Monsoreau.

Historisch-romantisches Sittengemälde
aus den Zeiten
Heinrich's III., Königs von Frankreich.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch
von
Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Dritter Theil.

Augsburg, 1846.
v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Der verwaisete Greis.

Frau von Saint-Luc hatte sich nicht getäuscht: zwei Stunden nachher lag das Schloß Meridor vor ihren Augen.

Seit den letzten, zwischen den Reisenden gewechselten, und von uns mitgetheilten Worten, fragte sich Bussy, ob er nicht seinen guten Freunden, die sich ihm geoffenbaret hatten, das Abenteuer erzählen sollte, welches Diane entfernt von Meridor hielt. Doch ließ er sich einmal auf diese Art von Mittheilungen ein, so mußte er nicht nur das mittheilen, was ohnehin Jedermann bald erfahren mochte, sondern auch das, was Bussy allein wußte, und Niemanden anvertrauen wollte. Er scheute also ein Geständniß, das natürlich zu viele Erklärungen und Fragen veranlaßt hätte. Ferner wollte Bussy als ein völlig unbekannter Mann nach Meridor kommen. Er wollte ohne Vorbereitung Herrn von Meridor von Herrn von Monsoreau und dem Herzoge von Anjou sprechen hören; endlich wollte er sich überzeugen, nicht ob Dianens Erzählung aufrichtig war, denn er hielt diesen reinen Engel nicht einen Augen-

blick der Lüge fähig, sondern ob sie in keinem Punkte selbst getäuscht worden, und ob diese Erzählung, die er mit einer so inniger Theilnahme angehört, eine getreue Darstellung der Ereignisse war.

Bussy bewahrte, wie man sieht, zwei Gefühle, die den überlegenen Mann in seiner überragenden Sphäre, selbst inmitten der Verirrungen der Liebe, aufrecht halten; diese zwei Gefühle waren Behutsamkeit hinsichtlich Fremder, und die innige Achtung der Person, die man liebt. Daher blieb Frau von Saint-Luc, trotz ihre weiblichen Scharfsichtigkeit durch Bussy's mächtige Selbstbeherrschung getäuscht, überzeugt, daß der junge Mann Dianens Namen so eben zum erstenmale habe aussprechen hören, und daß er, da dieser Name in ihm weder Erinnerung noch Hoffnung erregte, in Meridor irgend eine sehr linkische und sehr verlegene Provinzlerin, den angekommenen neuen Gästen gegenüber, zu finden erwartete.

Folglich machte sie sich gefaßt, an seiner Ueberraschung sich zu ergötzen. Dennoch erstaunte sie über den Umstand, daß Diane, als der Wächter in das Horn stieß, um dieser die Ankunft eines Besuches zu verkünden, nicht auf die Zugbrücke eilte, da dieß doch ein Signal war, welches sonst immer Dianens Schritte beflügelte.

Allein anstatt Dianens sah man durch die Hauptthorhalle einen gebückten, auf seinen Stock gestützten Greis herbeikommen. Er trug einen Oberrock von

grünem Sammet, mit Fuchspelz verbrämt, und in seinem Gürtel blinkte eine silberne Pfeife neben einem kleinen Bunde Schlüssel. Der Abendwind hob auf seiner Stirne seine langen Haare empor, die weiß waren, wie frischgefallener Schnee. Er schritt über die Zugbrücke, von zwei großen Hunden von einer deutschen Race gefolgt, die langsam und gleichmäßig hinter ihm gingen, mit gesenkten Köpfen, und Keiner dem Andern um eine Linie voraus. Als der Greis die Brustwehre erreichte, fragte er mit schwacher Stimme: „Wer ist da, und wer erweiset einem armen Greise die Ehre, ihn zu besuchen?"

„Ich, ich, Seigneur Augustin," rief die fröhliche Stimme der jungen Frau.

Denn Johanna von Cossé nannte so den Greis, um ihn von seinem älteren Bruder zu unterscheiden, welcher Wilhelm hieß, und erst seit drei Jahren gestorben war. Aber der Baron, anstatt durch einen freudigen Ausruf zu antworten, den Johanna aus seinem Munde zu vernehmen hoffte, hob langsam den Kopf empor, und sagte, auf die Reisenden blicklose Augen heftend: „Sie? Ich sehe nicht. Wer? Sie ..."

„O! mein Gott!" rief Johanna aus, „erkennen Sie mich nicht wieder? Ah! es ist wahr, meine Verkleidung."

„Entschuldigen Sie mich," versetzte der Greis, „aber ich sehe fast nicht mehr. Die Augen der Greise sind nicht gemacht, um zu weinen, und wenn sie viel weinen; werden sie von den Thränen ausgebrannt."

„Ah! lieber Baron," sagte die junge Frau, „ich sehe wirklich, daß Ihre Sehkraft nachläßt, denn sonst hätten Sie mich selbst in meiner Männertracht wieder erkannt. Ich muß Ihnen also meinen Namen sagen."

„Ja, gewiß," erwiederte der Greis, „da ich Ihnen sage, daß ich Sie kaum sehe."

„Wohlan, ich will Sie erwischen, lieber Seigneur Augustin, ich bin Frau von Saint-Luc."

„Saint-Luc," entgegnete der Greis: „ich kenne Sie nicht."

„Aber mein Name als junges Mädchen," sagte die fröhliche junge Frau, „ist Johanna von Cossé-Brissac."

„Ah! mein Gott!" rief der Greis aus, indem er das Gatter mit seinen zitternden Händen zu öffnen versuchte, „ah! mein Gott!"

Da Johanna, die diesen sonderbaren Empfang nicht begriff, so verschieden von jenem, den sie hoffte, und welchen sie dem Alter des Greises und der Abnahme seiner geistigen Kräfte beimaß, sich endlich wieder erkannt sah, sprang sie vom Pferde, und eilte, sich in seine Arme zu stürzen, wie sie es gewohnt war; aber sie fühlte, den Baron umarmend, daß seine Wangen feucht waren; er weinte.

„Dieß geschieht vor Freude," dachte sie. „Ei, das Herz ist immer jung."

„Kommen Sie," sagte der Greis, nachdem er Johanna umarmt hatte.

Und wie wenn der Greis ihre Gefährten gar nicht bemerkt hätte, begann er wieder, mit seinem gleichen

und bemessenen Schritte schloßwärts zu gehen, immer in der nämlichen Entfernung von seinen zwei Hunden gefolgt, die nur so viel Zeit sich genommen, an den Besuchern zu schnüffeln, und sie zu betrachten.

Das Schloß bot einen Anblick sonderbarer Traurigkeit; alle Fensterläden desselben waren geschlossen; man hätte es für ein ungeheueres Grabmal halten mögen. Die Diener, welche man hin und her gehen sah, waren schwarz gekleidet. Saint-Luc richtete einen Blick auf seine Frau, um sie zu fragen, ob sie das Schloß so zu finden hoffte. Johanna verstand ihn, und da sie selbst dringend wünschte, aus dieser Verlegenheit zu kommen, näherte sie sich dem Barone, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Und Diane! Sollte sie zum Unglücke nicht hier seyn?“

Der Greis blieb wie vom Blitze getroffen stehen, und versetzte, die junge Frau anschauend, mit einem Ausdrucke, der fast dem Schrecken glich: „Diane!“

Und plötzlich streckten bei diesem Namen die beiden Hunde, jeder von seiner Seite, die Köpfe gegen ihren Herrn empor, nnd stießen ein klägliches Geheul aus.

Bussy konnte sich nicht enthalten, zu schaudern; Johanna schaute Saint-Luc an, und Saint-Luc blieb stehen, ohne zu wissen, ob er vorwärts gehen, oder umkehren sollte.

„Diane!“ wiederholte der Greis, als ob er dieser ganzen Zeit bedurft hätte, um die an ihn gestellte Frage zu begreifen. „Sie wissen also nicht?...“ Und seine

bereits schwache und zitternde Stimme erlosch in einem Schluchzen, das aus der tiefsten Tiefe seines Herzens brach.

„Aber was denn? Und was ist geschehen?“ rief die junge Frau aus, gerührt und die Hände faltend.

„Diane ist todt!“ versetzte der Greis, die Hände mit einer verzweiflungsvollen Geberde zum Himmel erhebend, indem ein Strom von Thränen aus seinen Augen stürzte. Und er sank auf die ersten Stufen der Freitreppe hin, die man erreicht hatte. Er verhüllte sein Haupt mit seinen beiden Händen, sich wiegend, wie um die Todeserinnerung zu verscheuchen, die ihn unablässig quälte.

„Todt!“ rief Johanna aus, von Schrecken erfaßt, und wie ein Gespenst erbleichend.

„Todt!“ sagte Saint-Luc mit einem zärtlichen Mitleiden für den Greis.

„Todt!“ stammelte Bussy. „Er hat ihn glauben lassen, auch ihn, daß sie todt wäre. Ah! armer Greis, wie wirst Du mich einst lieben!“

„Todt! Todt!“ wiederholte der Baron; „sie haben sie mir getödtet!“

„Ah! mein lieber Seigneur,“ sagte Johanna, die, nach dem schrecklichen Schlage, der sie getroffen, das einzige Mittel gefunden hatte, welches weibliche Wesen vor dem Brechen des schwachen Herzens schützt, die Thränen. Und sie brach in Schluchzen aus, und überströmte mit Thränen das Gesicht des Greises, um dessen Hals sie so eben ihre Arme geschlungen hatte.

Wankend erhob sich der alte Seigneur. „Gleichviel,“ sagte er, „wenn auch das Haus leer und schmerzlich betrübt, so ist es deßhalb nicht weniger gastfreundlich; treten Sie ein.“

Johanna nahm den Arm des Greises unter den ihrigen, durchschritt mit ihm die Säulenhalle, den ehemaligen zu einem Speisesaale verwendeten Wachtsaal, und trat in den Salon. Ein Diener, dessen verstörtes Gesicht und rothgeweinte Augen die zärtliche Anhänglichkeit an seinen Gebieter verriethen, ging voran, die Thüren öffnend; Saint-Luc und Bussy folgten.

Im Saale angekommen, setzte sich der noch immer von Johanna gestützte Greis, oder vielmehr sank auf seinen großen Armstuhl von geschnitztem Holze. Der Diener machte ein Fenster auf, um frische Luft einzulassen, und zog sich in eine Ecke zurück, ohne sich aus dem Zimmer zu entfernen.

Johanna wagte es nicht, das Schweigen zu brechen. Sie bebte vor dem Gedanken zurück, durch Fragen die Wunden des Greises wieder aufzureißen, und dennoch konnte sie, wie alle jungen und glücklichen Personen, sich nicht entschließen, das ihr mitgetheilte Unglück als ein wirkliches zu betrachten. Es giebt ein Alter, in welchem man den Abgrund des Todes nicht erforschen kann, weil man an den Tod nicht glaubt. Der Baron kam ihrem Wunsche entgegen, indem er wieder das Wort ergriff.

„Sie haben mir gesagt, daß Sie verheirathet seyen,

meine liebe Johanna; der Herr da ist also Ihr Gemahl?" Und er wies auf Bussy.

„Nein, Seigneur Augustin," antwortete Johanna, „dieser hier ist's, Herr von Saint=Luc."

Saint=Luc verbeugte sich noch tiefer vor dem unglücklichen Vater, als vor dem Greise. Dieser grüßte ihn väterlich, und zwang sich sogar zu lächeln; dann sagte er, seine matten Augen auf Bussy richtend: „Und dieser Herr ist Ihr Bruder, der Bruder Ihres Gemahles, ein Verwandter von Ihnen?"

„Nein, lieber Baron. Dieser Herr ist nicht unser Verwandter, aber unser Freund: Herr Ludwig von Clermont, Graf von Bussy d'Amboise, Edelmann des Herrn Herzogs von Anjou."

Bei diesen Worten schleuderte der Greis, wie von einer Springfeder geschnellt sich aufrichtend, einen schrecklichen Blick auf Bussy, und sank wieder, gleichsam von dieser stummen Herausforderung erschöpft, seufzend in seinen Armstuhl.

„Was soll's?" fragte Johanna.

„Kennt Sie der Baron, Seigneur von Bussy?" fragte Saint=Luc.

„Es ist das Erstemal, daß ich die Ehre habe, den Herrn Baron von Meridor zu sehen," erwiederte Bussy ruhig, der allein die Wirkung begriff, welche der Name des Herrn Herzogs von Anjou auf den Greis hervorgebracht hatte.

„Ah! Sie sind Edelmann des Herrn Herzogs von

Anjou," sagte der Baron, „Sie sind Edelmann dieses Ungeheuers, dieses Teufels, und Sie wagen es zu gestehen, und Sie haben die Vermessenheit, vor meinen Augen zu erscheinen!"

„Ist er wahnsinnig?" fragte Saint-Luc ganz leise seine Frau, den Baron mit erstaunten Augen anschauend.

„Der Schmerz wird ihm den Verstand zerrüttet haben," antwortete Johanna mit Schrecken.

Herr von Meridor hatte seine so eben gesprochenen Worte, welche Johanna zweifeln ließen, daß er seine volle Vernunft besitze, mit einem noch drohenderen Blicke begleitet, als der erste war: aber Bussy, immer unempfindsam, diesen Blick in der Haltung inniger Ehrerbietung ertragen, und ohne zu antworten.

„Ja, dieses Ungeheuers," fuhr Herr von Meridor fort, dessen Kopf sich immer mehr zu verwirren schien, „dieses Mörders, der mir meine Tochter getödtet hat."

„Armer Seigneur!" murmelte Bussy.

„Aber was spricht er denn da?" fragte nun auch Johanna.

„Sie wissen also nicht, Sie, die Sie mich mit bestürzten Blicken anschauen," rief Herr von Meridor aus, die Hände von Johanna und von Saint-Luc fassend, welche er in den seinigen vereinte, „daß der Herzog von Anjou mir meine Diane, daß der Herzog von Anjou mir mein Kind, meine Tochter getödtet hat!"

Und der Greis sprach diese letzten Worte mit einem

solchen Schmerzensausdrucke, daß selbst Bussy die Thränen in die Augen kamen.

„Seigneur,“ sagte die junge Frau, „wenn es so wäre, und ich begreife nicht, wie es seyn kann, so können Sie dieses gräßlichen Unglückes nicht Herrn von Bussy beschuldigen, den loyalsten, den hochherzigsten Edelmann, den es giebt. Sehen Sie nur, mein guter Vater, Herr von Bussy weiß nichts von dem, was Sie sagen, Herr von Bussy weint, wie wir, und mit uns. Wäre er wohl gekommen, wenn er den Empfang hätte vermuthen können, den Sie ihm bereiteten! Ah, lieber Seigneur Augustin, im Namen Ihrer vielgeliebten Diane, sagen Sie uns, wie dieses Unglück sich ereignet hat.“

„Sie wußten also nichts davon,“ sagte der Greis zu Bussy.

Bussy verbeugte sich, ohne zu antworten.

„Mein Gott, nein,“ erwiederte Johanna, „Niemand kannte dieses Ereigniß.“

„Meine Diane ist todt, und ihre beste Freundin wußte nichts von ihrem Tode! O! es ist wahr, ich habe es Niemanden geschrieben und Niemanden gesagt; mir dünkte, daß die Welt von dem Augenblicke an nicht mehr leben konnte, da Diane nicht mehr lebte; mir dünkte, das ganze Weltall müßte um Diane Trauer anlegen.“

„Sprechen Sie, sprechen Sie,“ sagte Johanna, „dieß wird Sie erleichtern.“

„Wohlan,“ versetzte der Baron schluchzend, „dieser

infame Prinz, die Schande des Adels von Frankreich, hat meine Diane gesehen, und da er sie schön fand, entführen und in das Schloß Béaugé bringen lassen, um sie zu entehren, wie er es mit der Tochter eines Leibeigenen gemacht hätte. Aber Diane, meine heilige und edle Diane, hat den Tod gewählt. Sie stürzte sich aus einem Fenster in den See, und man hat nur mehr ihren Schleier gefunden, auf der Oberfläche des Wassers schwimmend."

Und der Greis konnte den letzten Satz nicht ohne Thränen und Schluchzen sprechen, was diese Scene zu einer der jammervollsten Erscheinungen machte, welche Bussy bisher gesehen hatte, Bussy, der Kriegsmann, gewöhnt, Blut zu vergießen und vergießen zu sehen. Auch Johanna, fast ohnmächtig, schaute den Grafen mit einer Art von Schrecken an."

„O! Graf," rief Saint-Luc aus, „das ist gräßlich, nicht wahr? Graf, Sie müssen diesen infamen Prinzen verlassen; Graf, ein edles Herz, wie das Ihrige, kann nicht der Freund eines Entführers und Mörders bleiben."

Der Greis, durch diese Worte wieder ein wenig getröstet, erwartete Bussy's Antwort, um seine Meinung über diesen Edelmann festzusetzen; die sympathetischen Worte Saint-Lucs trösteten ihn. In den großen moralischen Krisen sind die physischen Schwächen groß, und es ist keine der mindesten Linderungen für den Schmerz des von einem Lieblingshunde gebissenen Kindes, den Hund schlagen zu sehen, der es gebissen hat. Aber

Bussy, anstatt auf die Anrede Saint-Luc's zu antworten, näherte sich Herrn von Meridor.

„Herr Baron," sagte er, „wollen Sie mir die Ehre einer besonderen Unterredung bewilligen?"

„Hören Sie Herrn von Bussy an, lieber Seigneur," äußerte Johanna, „Sie werden sehen, daß er gut und dienstgefällig ist."

„Sprechen Sie, mein Herr," entgegnete der Baron zitternd, denn er ahnete etwas Seltsames im Blicke des jungen Mannes.

Bussy wendete sich gegen Saint-Luc und dessen Frau, und sagte zu ihnen mit einem Blicke voll Adel und Freundschaft: „Sie erlauben!"

Die beiden jungen Leute verließen Arm in Arm den Saal, und doppelt selig in ihrem Glücke neben diesem unermeßlichen Unglücke. Dann, als die Thüre hinter ihnen wieder geschlossen war, näherte sich Bussy dem Baron, und verbeugte sich tief.

„Herr Baron," sagte Bussy, „Sie haben in meiner Gegenwart einen Prinzen beschuldiget, dem ich diene, und mit einer Heftigkeit beschuldiget, die mich zwingt, Sie um eine Erklärung zu bitten."

Der Greis machte eine Bewegung.

„O! mißverstehen Sie den ehrerbietigen Sinn meiner Worte nicht; ich spreche mit der innigsten Sympathie mit Ihnen, ich sage Ihnen mit dem lebhaftesten Wunsche, Ihren Gram zu lindern; Herr Baron, erzählen Sie mir mit ihren Einzelnheiten dieses schmerz-

liche Ereigniß, das Sie so eben Herrn von Saint-Luc und seiner Frau mitgetheilt haben. Nun, hat sich Alles so zugetragen, wie Sie glauben, und ist Alles verloren?"

„Mein Herr," versetzte der Greis, „ich habe einen Hoffnungsaugenblick gehabt. Ein edler und loyaler Edelmann, Herr von Monsoreau, hat meine arme Tochter geliebt, und sich um sie angenommen."

„Herr von Monsoreau! wohlan," fragte Bussy, wie ist sein Benehmen bei dieser ganzen Geschichte gewesen?"

„Ah! sein Benehmen war loyal und würdig, denn Diane hatte seine Hand ausgeschlagen. Dennoch war er der Erste, der mich von den infamen Anschlägen des Herzogs in Kenntniß setzte. Er war's, der mir die Mittel bezeichnete, sie zu vereiteln; er bat nur um Eines für die Rettung meiner Tochter, und dieß bewährte wieder den ganzen Adel und die Rechtlichkeit seines Gemüthes; er bat, daß ich sie, wenn es ihm gelänge, sie den Händen des Herzogs zu entreißen, ihm zur Ehe gäbe, damit er, jung, thätig und unternehmend, sie gegen einen mächtigen Prinzen beschützen könnte, was ihr armer Vater nicht zu thun vermochte. Ich gab mit Freuden meine Einwilligung; aber ach! es war vergeblich; er kam zu spät, und fand meine arme Diane nur durch den Tod von Entehrung gerettet."

„Und hat denn seit jenem verhängnißvollen Momente," fragte Bussy, „Herr von Monsoreau nichts von sich hören lassen?"

„Diese Ereignisse sind erst vor einem Monate geschehen," entgegnete der Greis, „und der arme Edelmann wird es nicht gewagt haben, vor meinen Augen zu erscheinen, da sein edelmüthiges Vorhaben gescheitert war."

Bussy senkte den Kopf. Alles war ihm erklärt. Er begriff nun, wie es Herrn von Monsoreau gelungen war, dem Prinzen das junge Mädchen zu entführen, das er liebte, und wie die Besorgniß, der Prinz möchte entdecken, daß dieses junge Mädchen seine Frau geworden, ihn bewogen habe, das Gerücht ihres Todes Glauben finden zu lassen, selbst bei dem armen Vater.

„Nun denn, mein Herr," sagte der Greis, welcher sah, daß der junge Mann seine Stirne träumerisch neigte, und seine Augen auf den Boden geheftet hielt, die während seiner so eben geendigten Erzählung öfter als einmal gefunkelt hatten.

„Nun denn, Herr Baron," antwortete Bussy, „ich bin von Monseigneur, dem Herzoge von Anjou, beauftragt, Sie nach Paris zu führen, wo Seine Hoheit mit Ihnen zu sprechen wünschen."

„Mit mir sprechen," rief der Baron aus; „ich soll diesem Manne gegenüber stehen, nach dem Tode meiner Tochter; und was kann mir dieser Mörder zu sagen haben?"

„Wer weiß? Vielleicht will er sich rechtfertigen."

„Und würde er auch sich rechtfertigen," rief der Greis aus, „meine Tochter wäre deßhalb nicht weniger

verloren. Nein, Herr von Bussy, nein, ich werde nicht nach Paris gehen; zudem hieße dieß mich zu weit von dem Orte entfernen, wo mein liebes Kind in seinem kalten Leichentuche von Schilfrohr ruhet."

„Herr Baron," sagte Bussy mit fester Stimme, „erlauben Sie mir, bei Ihnen darauf zu bestehen; es ist meine Pflicht, Sie nach Paris zu geleiten, und ich bin eigens deßwegen gekommen."

„Wohlan! ich werde also nach Paris gehen," rief der Greis vor Zorn bebend aus; „aber Wehe Denjenigen, die mich unglücklich gemacht haben! Der König wird mich anhören, und wenn er mich nicht anhört, werde ich mich an alle Edelleute von Frankreich wenden. Zudem," murmelte er leiser, „vergaß ich in meinem Schmerze, daß ich eine Waffe in meinen Händen habe, von der ich bisher keinen Gebrauch zu machen gewußt habe. Ja, Herr von Bussy, ich werde Sie begleiten."

„Und ich, Herr Baron," sagte Bussy, ihn bei der Hand fassend, „ich anempfehle Ihnen die Geduld, die Ruhe und die Würde, die einem christlichen Seigneur geziemen. Gott hat für die edlen Herzen eine unendliche Barmherzigkeit, und Sie wissen nicht, was er Ihnen aufbehält. Auch bitte ich Sie, bis zur Bethätigung dieser Barmherzigkeit, mich nicht zu Ihren Feinden zu zählen, denn Sie wissen nicht, was ich für Sie thun will. Morgen also, Herr Baron, wenn es Ihnen gefällig ist, und mit Tagesanbruch, wollen wir aufbrechen."

„Ich stimme bei," versetzte der alte Seigneur, wider seinen Willen von dem sanften Tone gerührt, womit Bussy diese Worte gesprochen hatte; „inzwischen aber sind Sie, Freund oder Feind, mein Gast, und ich muß Sie in Ihre Wohnung geleiten."

Und der Graf nahm einen dreiarmigen, silbernen Leuchter vom Tische, und erklomm mit langsamem Schritte, von Bussy d'Amboise gefolgt, die Ehrentreppe des Schlosses. Die Hunde wollten ihm folgen; er hielt sie durch ein Zeichen zurück; zwei Diener gingen hinter Bussy mit andern Leuchtern. Auf der Schwelle des für den Grafen bestimmten Zimmers angekommen, fragte dieser, wo Herr von Saint-Luc und dessen Frau sich befänden.

„Mein alter Germain wird für sie gesorgt haben," versetzte der Baron. „Ich wünsche Ihnen gute Nacht, Herr Graf!"

Zweites Kapitel.

Wie Remy-le-Haudouin in Bussy's Abwesenheit Einverständnisse im Hause der Strasse Saint-Antoine sich verschafft hat.

Herr und Frau von Saint-Luc konnten sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Bussy, im geheimen Verkehre mit Herrn von Meridor, Bussy, im Begriffe, mit dem Greise nach Paris zu reisen; Bussy endlich, der plötzlich die Leitung dieser Angelegenheiten zu übernehmen schien, welche ihm anfangs fremd und unbe-

kannt dünkten, war für die beiden jungen Leute eine unerklärbare Erscheinung. Was den Baron betrifft, so hatte die magische Gewalt des Titels: Königliche Hoheit, ihre gewöhnliche Wirkung auf ihn hervorgebracht; ein Edelmann aus den Zeiten Heinrichs III. vermochte noch nicht, über Betitelungen und Wappen zu lächeln. Königliche Hoheit bedeutete für Herrn von Meridor, wie für jeden Andern, den König ausgenommen, die höhere Macht, das heißt: den Blitz und den Sturm.

Als der Morgen gekommen war, nahm der Baron Abschied von seinen Gästen, denen er das Schloß zur Verfügung stellte; aber Saint-Luc und seine Frau, das Schwierige der Lage erkennend, gelobten, Meridor zu verlassen, so bald es geschehen könnte, und auf die in der Nähe befindlichen Güter von Brissac sich zu begeben, so wie man sich der Zustimmung des furchtsamen Marschalles würde versichert haben.

Bussy bedurfte nur einer Secunde zur Rechtfertigung seines sonderbaren Benehmens. Bussy, Herr des Geheimnisses, daß er besaß, und Jedermann nach belieben mittheilen konnte, glich einem von jenen den Orientalen so werthen Zauberern, die mit dem ersten Stäbchenschlage die Thränen aus allen Augen locken, mit dem zweiten alle Augäpfel erweitern und jeden Mund durch ein freudiges Lächeln aufsperren. Diese von uns für Bussy als genügend bezeichnete Secunde, um so große Veränderungen zu bewirken, wurde von ihm dazu verwendet, ganz leise einige Silben in das Ohr zu flüstern,

welches die reizende Gattin Saint-Luc's ihm hinhielt. Als Johanna diese wenigen Silben vernahm, erheiterte sich ihr Antlitz; ihre so reine Stirne färbte sich mit einer zarten Röthe. Man sah ihre kleinen weißen und glänzenden Zähne wie Perlenmutter unter ihren Corallenlippen erscheinen, und als ihr Gatte verblüfft sie anschaute, um sie zu fragen, legte sie einen Finger auf ihren Mund, und entfloh hüpfend, und Bussy einen Dankeskuß zuwerfend.

Der Greis hatte von dieser Pantomime nichts gesehen, das Auge auf die väterliche Behausung geheftet, liebkosete er mechanisch seinen beiden Hunden, die sich nicht entschließen konnten, ihn zu verlassen; mit gerührter Stimme gab er einige Befehle seinen Dienern, die gebückt sein Lebewohl und seine Worte empfingen. Dann mit großer Mühe und mit Hilfe seines Stallmeisters eine alte Schecke besteigend, die er sehr liebte, und welche in den jüngsten Bürgerkriegen sein Schlachtroß gewesen war, grüßte er mit einer Geberde das Schloß Meridor, und ritt fort, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Bei Johanna's Lächeln blitzte Bussy's Auge, und er wendete sich oft um, seinen Freunden Lebewohl zu sagen. Ihn verlassend, hatte Johanna ganz leise zu ihm gesagt: „Welch einen sonderbaren Mann Sie spielen, Herr Graf; ich hatte Ihnen versprochen, daß Sie das Glück in Meridor erwarte. Und umgekehrt bringen Sie das Glück nach Meridor, das daraus entflohen war.“

Von Meridor nach Paris ist es weit; weit vorzüglich für einen alten, von Degenstichen und Musketen-Kugeln zahlreich heimgesuchten Baron, empfangen in jenen rauhen Kriegen, wo die Wunden im Verhältnisse zu den Kriegern standen. Ein langer Weg war diese Entfernung auch für die wackere Schecke, welche Jarnac hieß, und, bei diesem Namen ihren unter der Mähne vertieften Kopf emporhebend, ein noch stolzes Auge unter ihrem erschlafften Augenliede rollte.

Seines Weges ziehend, begann Bussy ein Studium, dieses Studium bezweckte, durch seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit eines Sohnes, das Herz des Greises zu gewinnen, dessen Haß er sich anfangs zugezogen, und sicher gelang es ihm, denn am sechsten Tage Morgens, in Paris ankommend, sprach Herr von Meridor zu seinem Reisegefährten jene Worte, welche die ganze Veränderung bezeichneten, die in seinem Geiste die Reise herbeigeführt hatte: „Es ist seltsam, Graf; ich bin jetzt meinem Unglücke näher, als jemals, und doch minder besorgt, als ich es bei der Abreise war.“

„Noch zwei Stunden, Seigneur Augustin,“ sagte Bussy, „und Sie werden mich beurtheilen, wie ich von Ihnen beurtheilt werden will.“

Die Reisenden zogen in Paris durch die Vorstadt Saint-Marcel ein, durch diesen ewigen Eingang, dessen Vorzug zu jener Zeit man begreift, weil dieses schreckliche Quartier, eines der häßlichsten von Paris, zu jener Zeit parisisch zu seyn schien, durch seine zahllosen

Kirchen, seine Tausende von malerischen Häusern, und seine kleinen Brücken über Cloaken.

„Wohin gehen wir?“ fragte der Baron, „ohne Zweifel in's Louvre?“

„Mein Herr,“ antwortete Bussy, „ich muß Sie zunächst in mein Hôtel führen, damit Sie sich einige Minuten lang erfrischen, und hernach im Stande sind, die Person, zu der ich Sie begleite, geziemend zu sehen.“

Der Baron folgte ihm geduldig; Bussy führte ihn gerade in sein Hôtel in der Straße Grenelle-Saint-Honoré. Die Leute des Grafen erwarteten ihn nicht, oder vielmehr erwarteten ihn nicht mehr; bei Nacht durch eine kleine Thüre heimgekehrt, wozu er allein den Schlüssel besaß, hatte er eigenhändig sein Pferd gesattelt, und war fortgeritten, ohne von einem Andern, als von Remy-le-Haudouin gesehen worden zu seyn. Man begreift also, daß sein augenblickliches Verschwinden, die Gefahren, die in der vorigen Woche ihn bedrohten, und durch seine Wunde sich verriethen, zudem seine abenteuerlichen Gewohnheiten, die keine Lection besserte, viele Leute glauben machten, daß er in eine von seinen Feinden ihm auf seinen Weg gelegte Falle gerathen, daß das seinem Muthe so lange günstig gewesene Glück, endlich seiner Verwegenheit den Rücken gekehrt, und daß Bussy, stumm und unsichtbar, durch irgend einen Dolch oder Büchsenschuß getödtet worden wäre. Deßhalb begannen schon die besten Freunde und treuesten Diener Bussy's, die neuntägige Andacht für seine Rückkehr an's Tageslicht,

die ihnen weniger mißlich schien, als jene von Pyrithous, während die Andern, mehr positiv, nur auf seine Leiche rechnend, um diese wieder zu finden, die genauesten Nachforschungen in den Wasserabzugscanälen, in den verdächtigen Kellern, in den Steinbrüchen des Burgfriedens, in dem Bette der Bièvre oder in den Gräben der Bastille anstellten. Eine einzige Person antwortete, wenn man sie um Nachricht von Bussy fragte: „Der Herr Graf befindet sich wohl."

Wollte man ihn aber noch näher ausfragen, so blieben ihre Aufschlüsse, die sie geben konnte, da sie mehr nicht wußte, dabei stehen. Diese Person, welche durch diese beruhigende, aber wenig detailirte Antwort, sich viele harte Worte und schlechte Complimente zuzog, war Meister Remy=le=Haudouin, der, vom Abend bis zum Morgen, in kurzem Trabe ging, seine Zeit mit sonderbaren Betrachtungen verlor, bisweilen aus dem Hôtel verschwand, bald bei Tag, bald bei Nacht, dann mit ungewöhnlichem Appetite heimkehrte, und heimkehrend jedesmal durch seine Lustigkeit, ein wenig Freude in das Innere dieses Hauses mitbrachte.

Nach einer solchen geheimnißvollen Abwesenheit, trat Le Haudouin gerade in dem Augenblicke in das Hôtel, da der Ehrenhof von Freudengeschrei wiederhallte, da die geschäftigen Diener sich an den Zügel von Bussy's Pferde drängten, und darum stritten, wer sein Stallmeister seyn sollte; denn der Graf, anstatt abzusteigen, blieb zu Pferd.

„Nun," sagte Bussy, „Ihr seyd vergnügt, mich lebendig zu sehen, ich danke Euch. Ihr scheint mich zu fragen, ob ich es wohl sey, oder mein Schatten. Ich bin's selbst, schauet mich an, berühret mich, aber macht schnell. Gut, nun helfet diesem würdigen Edelmanne vom Pferde absteigen, und merkt Euch, daß ich ihm mit größerer Ehrerbietung begegne, als ich einem Prinzen erweisen würde." Bussy hatte Recht, den Greis so zu erheben, auf den man zuvor kaum Acht gegeben, und weil wegen seines einfachen, wenig nach der Mode gemachten Kleides, und wegen seiner Schecke, die von Leuten sehr schnell gewürdiget wurde, die täglich Bussy's Pferde ritten, diese Leute sich versucht fühlten, den alten Seigneur für einen in irgend einer Provinz in Ruhestand getretenen Stallmeister zu halten, den der abenteuerliche Edelmann aus diesem Exil wie aus einer andern Welt heimführte. Aber kaum waren diese Worte ausgesprochen, als sogleich Alle den Baron geschäftig umdrängten. Le Haudouin betrachtete diese Scene, nach seiner Gewohnheit, heimlich lachend, und es bedurfte das ganzen Ernstes von Bussy, um dieses Lachen zu zwingen, aus dem fröhlichen Gesichte des jungen Doctors zu verschwinden.

„Schnell ein Zimmer für Monseigneur," rief Bussy.

„Welches?" fragten sogleich fünf oder sechs diensteifrige Stimmen.

„Das Beste, das Meinige." Und er reichte dem Greise seinen Arm, um die Treppe zu erklimmen, be-

müht, ihn mit noch größerer Ehre zu empfangen, als er von ihm war empfangen worden.

Herr von Meridor gab sich dieser äußerst verbindlichen Artigkeit hin, ohne Widerstand und fast ohne Willen, wie man sich dem Spiele gewisser Träumereien hingiebt, die in fantastische Länder führen, in das Reich der Einbildungskraft und der Nacht.

Man brachte dem Barone den vergoldeten Becher des Grafen, und Bussy wollte ihm selbst den Wein der Gastfreundschaft einschenken.

„Ich danke, mein Herr," sagte der Greis; „aber werden wir bald dorthin gehen, wohin wir gehen müssen?"

„Ja, Seigneur Augustin, bald, seyen Sie unbesorgt, und es wird nicht nur ein Glück für **Sie** seyn, sondern auch für **mich**."

„Was sagen Sie, und woher kommt es, daß Sie fast immer eine Sprache sprechen, die ich nicht verstehe?"

„Ich sage, Seigneur Augustin, daß ich mit Ihnen von einer für edle Seelen barmherzigen Vorsehung sprach, und daß wir uns dem Momente nähern, wo ich, in Ihrem Namen, die Vorsehung anrufen werde."

Der Baron schaute Bussy mit einer erstaunten Miene an; aber Bussy, indem er ihm mit der Hand ein ehrerbietiges Zeichen gab, welches sagen wollte: ich komme in einem Augenblicke wieder, entfernte sich, das Lächeln auf den Lippen.

Wie er es erwartete, stand Haudouin als Schildwache vor der Thüre; er nahm den jungen Mann beim Arme, und führte ihn in ein Cabinet. „Nun denn, lieber Hippocrates,“ fragte er, „wie steht es mit uns?“

„Wo denn?“

„Parbleu! in der Straße Saint-Antoine.“

„Monseigneur, wir stehen auf einem für Sie sehr interessanten Punkte, vermuth' ich, auf dem: daß nichts Neues vorfiel.“

Bussy athmete leichter.

„Der Gemahl ist also nicht zurück gekommen?“ fragte er.

„Allerdings; aber ohne allen Erfolg. Es giebt in allem dem einen Vater, der, wie es scheint, die Entwickelung machen muß, einen Gott, der eines oder des andern Morgens, in einer Maschine herabschweben muß, so, daß man diesen abwesenden Vater, diesen unbekannten Gott erwartet.“

„Gut,“ versetzte Bussy; „doch woher weißt Du dieß Alles?“

„Sie werden wohl begreifen, Monseigneur,“ erwiederte le Haudouin mit seiner guten und offenen Lustigkeit, „daß ich, da Ihre Abwesenheit aus meiner Stellung momentan eine Sinecure machte, die mir von Ihnen gelassenen Augenblicke zu Ihrem Vortheile habe benützen wollen.“

„Nun, was hast Du gethan, erzähle mein lieber Remy, ich höre.“

„Vernehmen Sie: nach Ihrer Abreise hab' ich Geld, Bücher und einen Degen in ein kleines Zimmer getragen, das ich gemiethet hatte, und welches zu dem Hause gehört, das die Ecke der Straße Sainte-Catharine bildet."

„Gut."

„Von da aus konnte ich das Ihnen bekannte Haus, von seinen Kellerlöchern bis zu seinen Kaminen sehen."

„Sehr gut!"

„Kaum im Besitze meines Zimmers, hab' ich an einem Fenster mich angesiedelt.

„Vortrefflich!"

„Ja, aber dennoch lag in dieser Vortrefflichkeit etwas unzuträgliches."

„Was?"

„Daß ich, wenn ich sah, auch gesehen wurde, und daß man, im Grunde genommen, einigen Argwohn gegen einen Menschen schöpfen konnte, der unaufhörlich auf den nämlichen Punkt hinschaute, eine Beharrlichkeit, die mich nach einigen Tagen für einen Dieb, einen Liebenden, einen Spion oder einen Narren hätte gelten lassen."

„Sehr vernünftig geurtheilt, mein lieber le Haudouin. Doch was hast Du hernach gethan?"

„O! hernach, Herr Graf, hab' ich eingesehen, daß ich zu großartigen Mitteln greifen müsse, und meiner Treue . . ."

„Nun?"

„Meiner Treue, ich bin verliebt geworden."

„Hm?“ sagte Bussy,“ der nicht begriff, worin die Liebe ihm behilflich seyn konnte.

„Es ist so, wie ich die Ehre gehabt habe, Ihnen zu sagen,“ wiederholte der junge Doctor ernsthaft: „verliebt, sehr verliebt, närrisch verliebt.“

„In wen? “

„In Gertraud.“

„In Gertraud, die Zofe von Frau von Monsoreau?“

„Ei ja, mein Gott, in Gertraud, die Zofe von Frau von Monsoreau. Was wollen Sie, Monseigneur; ich bin kein Edelmann, um in Gebieterinnen verliebt zu werden, ich bin ein armer kleiner Arzt, ohne weitere Kundschaft, als einen Clienten, der, hoff' ich, mir nur selten Beschäftigung geben wird, und ich muß wohl meine Erfahrungen in anima vili *) machen, wie wir in der Sorbonne sagen.“

„Armer Remy,“ erwiederte Bussy, „glaube sicher, daß ich Deine Hingebung würdige.“

„Ei, Monseigneur,“ versetzte le Haudouin, „ich bin im Grunde nicht so sehr zu bedauern. Gertraud ist ein Mädchen von schönem Wuchse, die zwei Zoll mehr hat als ich, und mit ausgestrecktem Arme, bei meinem Rockkragen mich fassend, aufheben würde, was von einer großen Entwickelung des zweiköpfigen Muskels und des dreieckigen Armmuskels zeugt. Dieß flößt mir eine Verehrung für sie ein, die ihr schmeichelt, und da ich

*) Ein käufliches, leicht zu habendes Geschöpf. D. Ueb.

ihr immer nachgebe, so streiten wir niemals; ferner besitzt sie ein köstliches Talent."

„Welches, mein armer Remy?"

„Sie erzählt vortrefflich."

„Ah! Wirklich?"

„Ja, so zwar, daß ich durch sie Alles erfahre, was bei ihrer Gebieterin vorgeht ... Hm? Was sagen Sie dazu? Ich habe gedacht, daß es Ihnen nicht unangenehm seyn dürfte, Einverständnisse im Hause zu haben."

„Le Haudouin, Du bist ein guter Geist, den mir der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung, in den Weg geführt; Du stehst also mit Gertraud auf einem Fuße."

„Puella me deligit," *) antwortete le Haudouin, sich mit affectirter Albernheit wiegend.

„Und Du hast Zutritt im Hause?"

„Gestern Abend hab' ich dort um Mitternacht meinen Einzug auf den Zehen durch die famose Schieberthüre gehalten, die Sie kennen."

„Und wie bist Du zu diesem Glücke gekommen?"

„Auf eine sehr natürliche Weise, ich muß es sagen."

„Wohlan! sprich."

„Am dritten Tage Ihrer Abreise, am zweiten meines Einzuges in das kleine Zimmer, hab' ich an der Thüre gewartet, bis die Dame meiner künftigen Gedanken zum Einkaufen ausging, ein Geschäft, womit sie sich, ich muß es gestehen, täglich von acht Uhr bis

*) „Das Mädchen liebt mich."

D. Ueb.

neun Uhr Morgens befaßt. Um acht Uhr zehn Minuten sah ich sie erscheinen; alsogleich bin ich von meinem Lug in's Land herabgestiegen, und hab' ihr den Weg abgepaßt."

„Und sie hat Dich wieder erkannt?"

„So gut wieder erkannt, daß sie einen großen Schrei ausgestossen und die Flucht ergriffen hat."

„Dann?"

„Dann bin ich ihr nachgelaufen, und habe sie mit großer Mühe erwischt, denn sie läuft sehr schnell; doch, Sie begreifen, die Röcke sind immer ein wenig hinderlich."

„„Jesus!"" hat sie gesagt.

„Heilige Jungfrau!" hab' ich gerufen. Dieß hat ihr eine gute Idee von mir beigebracht; ein Anderer, weniger gottesfürchtig, als ich, hätte morbleu oder corboeuf geschrien.

„„Der Arzt!"" hat sie gesagt.

„Die reizende Wirthschafterin!" hab' ich geantwortet. Sie hat gelächelt, aber alsogleich sich eines Bessern besinnend beigefügt:

„„Sie irren sich, mein Herr; ich kenne Sie nicht.""

„Aber ich kenne Sie," erwiederte ich ihr; „denn seit drei Tagen leb' ich nicht, existir' ich nicht, ich bete Sie an, und zwar in solchem Grade, daß ich nicht mehr in der Straße Beautreillis wohne, sondern in der Straße Saint-Antoine, an der Ecke der Straße Sainte-Catharine, und daß ich die Wohnung nur gewechselt habe, um Sie ein- und ausgehen zu se-

hen; wenn Sie mich wieder brauchen, um schöne Edelleute zu verbinden, so dürfen Sie mich nicht mehr in meiner alten Wohnung holen, sondern in meiner neuen."

„„Stille!"" hat sie gesagt.

„Ah! Sie sehen wohl!" hab' ich geantwortet. Und so hat sich unsere Bekanntschaft gemacht, oder vielmehr wieder angeknüpft.

„So zwar, daß Du jetzt bist..."

„So glücklich, als ein Liebhaber es seyn kann;... bei Gertraud, wohlverstanden, ist Alles relativ; allein ich bin mehr, als glücklich, ich stehe auf dem Gipfel der Glückseligkeit, weil ich in Ihrem Interesse dahin gelangt bin, wohin ich kommen wollte."

„Vielleicht wird sie aber vermuthen?"

„Nichts; ich habe von Ihnen gar nicht mit ihr gesprochen. Kennt der arme Remy-le-Haudouin vornehme Edelleute, wie der Seigneur von Bussy? Nein, ich habe sie bloß in einem gleichgültigen Tone gefragt: Geht es mit Ihrem jungen Gebieter besser?"

„„Mit welchem jungen Gebieter?""

„Mit jenem Cavalier, den ich bei Ihnen verbunden habe."

„„Der ist nicht mein junger Gebieter,"" hat sie geantwortet.

„Ah! weil er im Bette Ihrer Gebieterin lag, hab' ich geglaubt..." versetzte ich.

„„O! mein Gott nein, der arme junge Mann,""

hat sie mit einem Seufzer geantwortet, „„er war uns fremd, durchaus fremd; wir haben ihn sogar seitdem nur einmal wieder gesehen.““

„Dann wissen Sie selbst seinen Namen nicht?“ hab' ich gefragt.

„„O! allerdings.““

„Sie könnten ihn gewußt und vergessen haben.“

„„Dieß ist kein Name, den man vergißt.““

„Wie heißt er denn?“

„„Haben Sie bisweilen vom Seigneur von Bussy sprechen hören?““

„Parbleu!“ hab' ich geantwortet, „Bussy, der tapfere Bussy.“

„„Nun denn, derselbe ist's.““

„Dann die Dame?“

„„Meine Gebieterin ist verheirathet, mein Herr.““

„Man ist verheirathet, man ist treu, und dennoch denkt man bisweilen an einen schönen jungen Mann, den man gesehen hat . . . wär's auch nur für einen Augenblick, besonders wenn dieser schöne junge Mann verwundet, interessant war, und in unserm Bette lag.“

„„Daher,““ hat Gertraud geantwortet, „„um offenherzig zu seyn, sag' ich nicht, daß meine Gebieterin nicht an ihn denkt.““

Eine lebhafte Röthe überflog Bussy's Stirne.

„Wir sprechen sogar davon,““ hat Gertraud beigefügt, „„jedesmal wenn wir allein sind.““

„Vortreffliches Mädchen!“ rief der Graf aus.

„Und was sprechen Sie davon?“ hab' ich gefragt.

„„Ich erzähle von seinen Heldenthaten, was nicht schwer ist, da ganz Paris von nichts Anderem spricht, als von den Degenstichen, die er giebt und empfängt. Ich habe sogar meiner Gebieterin ein kleines Liedchen gelehrt, das sehr in der Mode ist.““

„Ah! ich kenne es,“ hab' ich geantwortet; „nicht wahr?“

„Zwist sucht, rasch zieht vom Leder
Von Amboise, dieß weiß Jeder;
Getreu seyn, zärtlich auch,
Ist Herrn von Bussy's Brauch.“

„„Richtig!““ hat Gertraud ausgerufen. „„Meine Gebieterin singt nur mehr dieß...““

Bussy drückte dem jungen Doctor die Hand; ein unbeschreiblicher Glücksschauder war durch seine Adern gerieselt.

„Dieß ist Alles,“ sagte er, so unersättlich ist der Mensch in seinen Wünschen.

„Nun wissen Sie es, Monseigneur. O! späterhin werde ich noch mehr erfahren; aber zum Teufel, man kann nicht Alles an einem Tage erfahren ... oder vielmehr in einer Nacht.“

Direttes Kapitel.

Der Vater und die Tochter.

Remy's Mittheilung machte Bussy sehr glücklich; wirklich erfuhr er zwei Umstände von ihm: erstens, daß Herr von Monsoreau immer gleich sehr gefaßt, und er, Bussy, schon immer mehr geliebt werde. Und dann erfreute diese innige Freundschaft des jungen Mannes für ihn sein Herz. In allen Gefühlen, die vom Himmel kommen, liegt ein Aufblühen unseres ganzen Wesens, das unsere Fähigkeiten zu verdoppeln scheint. Man fühlt sich glücklich, weil man gut ist.

Bussy sah also ein, daß er jetzt keine Zeit mehr zu verlieren habe, und daß jeder Schmerzensschauder, der das Herz des Greises krampfe, fast eine Gottlosigkeit sei; es ist ein solcher Umsturz der Gesetze der Natur in einem Vater, der den Tod seiner Tochter beweint, daß derjenige, welcher diesen Vater mit einem einzigen Worte trösten könnte, die Verwünschungen aller Väter verschuldet, wenn er ihn nicht tröstet.

Als Herr von Meridor in den Hof hinabging, fand er ein frisches Pferd, welches Bussy für ihn hatte vorführen lassen. Ein anderes Pferd erwartete Bussy; Beide schwangen sich in den Sattel, und ritten fort, von Remy begleitet. Sie kamen in die Straße Saint-Antoine, nicht ohne große Verwunderung des Herrn von Meridor, der seit zwanzig Jahren nicht nach Paris

gekommen war, und bei dem Strampeln der Pferde, bei dem Schreien der Lakeien, bei dem häufigeren Vorüberziehen der Wagen, Paris seit der Regierung des Königes Heinrich II. sehr verändert fand. Aber ungeachtet dieses, an Bewunderung grenzenden Erstaunens, wich doch eine Traurigkeit nicht vom Barone, die in dem Maße zunahm, als er sich dem ihm unbekannten Ziele seiner Reise näherte. Welchen Empfang sollte er bei dem Herzoge finden, und was aus den neuen Schmerzen dieser Unterredung hervorgehen? Dann fragte er sich, von Zeit zu Zeit Bussy mit Erstaunen anblickend, welche sonderbare Hingebung ihn so weit gebracht habe, fast blindlings diesem Edelmanne eines Prinzen zu folgen, der seines ganzen Unglückes Urheber war. Wäre es seiner Würde nicht entsprechender gewesen, dem Herzoge von Anjou zu trotzen, und anstatt Bussy so zu begleiten, wohin es ihm beliebte ihn zu führen, gerade in das Louvre zu gehen, und sich dem Könige zu Füssen zu werfen? Was konnte ihm der Prinz sagen? Wie konnte er ihn trösten? Gehörte er nicht zu jenen, welche goldene Worte anbringen, wie einen momentanen Balsam auf die Wunden, die sie geschlagen haben, indessen die Wunde, hat man ihnen kaum den Rücken gewendet, stärker und schmerzlicher blutet, als zuvor? Man erreichte so die Straße Saint-Paul. Bussy hatte, gleich einem geschickten Feldherrn, Remy voraus gesendet, mit dem Auftrage, den Weg zu erkunden, und die Mittel zum Einzuge in den Platz vor-

zubereiten. Remy wendete sich an Gertraud, und brachte seinem Patrone die Nachricht zurück, daß kein Filzhut, kein Raufdegen den Gang, die Treppe oder den Corridor verlege, der zum Zimmer der Frau von Monsoreau führte.

Man begreift wohl, daß alle diese Berathschlagungen zwischen Bussy und le Haudouin mit leiser Stimme geschahen. Inzwischen schaute der Baron mit Erstaunen um sich.

„Ei was!" fragte er, „wohnt der Herr Herzog von Anjou hier?" Und eine Regung des Mißtrauens begann das unscheinbare Aussehen des Hauses ihm einzuflößen.

„Das eben nicht, mein Herr," antwortete Bussy lächelnd; „aber wenn dieß auch nicht seine Wohnung ist, so ist sie doch jene einer Dame, die er geliebt hat."

Eine Wolke glitt über die Stirne des alten Edelmannes. „Mein Herr," versetzte er, sein Pferd anhaltend, „wir Leute aus der Provinz sind auf solche Manieren nicht eingeschult; die leichtsinnigen Sitten von Paris erschrecken uns, so zwar, daß wir inmitten ihrer Geheimnisse nicht leben können. Es dünkt mir, daß wenn dem Herrn Herzoge von Anjou daran gelegen ist, den Baron von Meridor zu sehen, dieß in seinem Palaste, und nicht in dem Hause von einer seiner Mätressen geschehen sollte. Und dann," fügte der Greis mit einem schweren Seufzer bei, „warum führen Sie, der Sie ein ehrbarerer Mann scheinen, mich zu einer solchen Frauensperson? Etwa um mir begreiflich zu

machen, daß meine arme Diane noch leben würde, wenn sie, wie die Herrin dieser Wohnung, die Schande dem Tode vorgezogen hätte?"

„Fort, fort, Herr Baron," sagte Bussy mit jenem loyalen Lächeln, welches dem Greise gegenüber sein größtes Ueberzeugungsmittel gewesen war, „brüten Sie nicht zum Voraus falsche Muthmassungen. So wahr ich ein Edelmann bin, es handelt sich hier nicht um Das, was Sie denken. Die Dame, welche Sie sehen werden, ist vollkommen tugendhaft, und Ihrer vollen Hochachtung würdig."

„Aber wer ist sie denn?"

„Sie ist... sie ist die Frau eines Edelmannes, den Sie kennen."

„Wirklich? Doch warum sagen Sie dann, mein Herr, daß der Prinz sie geliebt habe?"

„Weil ich immer die Wahrheit sage, Herr Baron; treten Sie ein, und Sie werden selbst urtheilen, wenn Sie das in Erfüllung gehen sehen, was ich Ihnen versprochen habe."

„Nehmen Sie sich in Acht; ich beweinte mein geliebtes Kind, und Sie sagten zu mir: „„Trösten Sie sich, mein Herr, die Barmherzigkeit Gottes ist groß;"" mir einen Trost für meinen Gram versprechen, hieß fast ein Wunder mir versprechen."

„Treten Sie ein, mein Herr," wiederholte Bussy mit dem nämlichen Lächeln, welches stets den alten Edelmann verlockte.

Der Baron stieg vom Pferde. Gertraud war erstaunt auf die Schwelle der Thüre herbeigeeilt, und betrachtete mit bestürztem Blicke le Houdouin, Bussy und den Greis, unvermögend zu errathen, durch welche Fügung der Vorsehung diese drei Männer vereiniget seyn konnten.

„Melden Sie der Frau von Monsoreau,“ sagte der junge Graf, „daß Herr von Bussy zurückgekehrt ist, und augenblicklich mit ihr zu sprechen wünsche. Aber bei Ihrer Seele,“ fügte er ganz leise bei, „sagen Sie ihr kein Wort von der Person, die mich begleitet.“

„Frau von Monsoreau!“ rief der Greis höchst erstaunt, „Frau von Monsoreau!“

„Voran, Herr Baron,“ sagte Bussy, indem er den Seigneur Augustin in den Gang schob.

Man hörte dann, während der Greis mit wankendem Schritte die Treppe hinaufstieg, man hörte, sagen wir, Dianens Stimme, welche mit einem sonderbaren Beben antwortete: „Herr von Bussy! sagen Sie, Gertraud, Herr von Bussy? Nun denn, er soll eintreten.“

„Diese Stimme,“ — rief der Baron aus, auf der Mitte der Treppe plötzlich stehen bleibend, „diese Stimme! O, mein Gott! mein Gott!“

„Steigen Sie doch, Herr Baron,“ sagte Bussy.

Aber im nämlichen Augenblicke, und als der Baron ganz zitternd an das Geländer sich hielt, um sich her schauend, erschien plötzlich auf der Höhe der Treppe in vollem Lichte, von einem goldenen Sonnenstrahle be-

leuchtet, Diane, schöner als jemals, lächelnd, obgleich sie nicht hoffte, ihren Vater wieder zu sehen. Bei diesem Anblicke, den der Greis für irgend eine magische Vision erachtete, stieß er einen schrecklichen Schrei aus, und bot mit vorgehaltenen Armen, verstörten Blickes, ein so vollkommenes Bild des Schreckens und Irrsinnes, daß auch Diane, bereit in seine Arme zu stürzen, stehen blieb, erschrocken und bestürzt. Der Baron fand, seine Hand ausstreckend, in seiner Griffweite Bussy's Schulter, und stützte sich darauf.

„Diane lebt!" murmelte der Baron von Meridor. „Diane! meine Diane, die man mir todt gesagt hatte, o! meine Diane!"

Und dieser starke Krieger, dieser kräftige Kämpfer in den auswärtigen und Bürgerkriegen, die beharrlich seiner schonten, diese alte Eiche, welche der Blitzstrahl von Dianens Tode aufrecht gelassen, dieser Athlet, der so mächtig mit dem Schmerze gerungen, fuhr mit brechenden Knien zurück, von der Freude erdrückt, zerschmettert und vernichtet, und wäre, ohne Bussy, zusammengesunken, und von der Höhe der Treppe bei dem Anblicke dieses geliebten Bildes gestürzt, das, in wirre Atome aufgelöset, vor seinen Augen wirbelte.

„Mein Gott! Herr von Bussy," rief Diane aus, über die wenigen Stufen herabeilend, die sie vom Greise trennten, „was fehlt denn meinem Vater?" Und die junge Frau, erschrocken über diese plötzliche Blässe und die sonderbare, durch eine Zusammenkunft, die sie für

eine angekündigte halten mußte, hervorgebrachte Wirkung, fragte mehr noch mit den Augen, als mit der Stimme.

„Der Herr Baron von Meridor wähnte Sie todt, und beweinte Sie, Madame, wie ein Vater, wie er, eine Tochter, wie Sie, beweinen muß."

„Wie," sagte Diane, „und Niemand hat ihm den Irrthum benommen?"

„Niemand."

„O! nein, nein, Niemand," rief der Greis aus, von seiner vorübergehenden Vernichtung sich erholend, „Niemand, selbst Herr von Bussy nicht."

„Undankbarer!" erwiederte der Edelmann mit einem Tone sanften Vorwurfes.

„O! ja," versetzte der Greis, „ja, Sie haben recht, denn dieß ist ein Augenblick, der alle meine Leiden vergütet. O! meine Diane, meine geliebte Diane!" fuhr er fort, indem er mit der einen Hand den Kopf seiner Tochter an seine Lippen drückte, und die andere Bussy reichte.

Dann plötzlich den Kopf erhebend, wie wenn eine schmerzliche Erinnerung oder eine neue Besorgniß, ungeachtet des Freudenpanzers, wenn man sich so ausdrücken kann, der ihn so eben umschlossen hatte, in sein Herz gedrungen wäre, fragte er: „Sie sagten mir ja, Seigneur von Bussy, daß ich Frau von Monsoreau sehen sollte; wo ist sie?"

„Ach! mein Vater," murmelte Diane.

Bussy raffte alle seine Kräfte zusammen. „Sie steht vor Ihnen,“ entgegnete er, „und der Graf von Monsoreau ist Ihr Eidam.“

„Ei, was? stammelte der Greis, „Herr von Monsoreau mein Eidam, und Niemand, selbst Du nicht, Diane, hat mich davon in Kenntniß gesetzt?“

„Ich zitterte, Ihnen zu schreiben, mein Vater, aus Furcht, der Brief möchte in die Hände des Prinzen fallen. Zudem glaubte ich, daß Sie Alles wüßten.“

„Doch zu welchem Zwecke,“ fragte der Greis, „wozu alle diese Geheimnisse?“

„O! ja, mein Vater, bedenken Sie,“ rief Diane aus, „warum hat Herr von Monsoreau Sie glauben lassen, daß ich todt sey? Warum hat er Ihnen nichts davon gesagt, daß er mein Gatte sey?“

Der Baron, zitternd, wie aus Furcht, in die Tiefe dieser Geheimnisse zu schauen, fragte schüchtern mit dem Blicke die funkelnden Augen seiner Tochter, und die intelligente Melancholie Bussy's. Während dieser ganzen Zeit hatte man Schritt für Schritt den Salon erreicht.

„Der Herr von Monsoreau mein Eidam!“ stammelte immer noch vernichtet der Baron von Meridor.

„Sie dürfen sich darüber nicht wundern,“ antwortete Diane mit dem Tone eines sanften Vorwurfes; „haben Sie mir nicht befohlen, ihn zu heirathen, mein Vater?“

„Ja, wenn er Dich retten würde.“

„Wohlan! er hat mich gerettet,“ erwiederte Diane mit dumpfer Stimme, auf einen Sitz neben ihrem Bet-

stuhle hinsinkend. Er hat mich gerettet, nicht vom Unglücke, aber wenigstens von der Schande."

„Warum hat er mich dann an Deinen Tod glauben lassen, mich, der ich so bitterlich weinte?" wiederholte der Greis. „Warum ließ er mich vor Verzweiflung sterben, da doch ein einziges Wort, ein einziges, mich dem Leben wieder zurückgeben konnte?"

„O! dahinter steckt wieder irgend eine Falle," sagte Diane. „Mein Vater, Sie werden mich nicht mehr verlassen; Herr von Bussy, Sie werden uns beschützen, nicht wahr?"

„Ach! Madame," antwortete der junge Mann, sich verbeugend, „es geziemt mir nicht mehr, in die Geheimnisse Ihrer Familie zu dringen. Die sonderbaren Umtriebe Ihres Gemahles gewahrend, mußte ich Ihnen einen Beschützer suchen, zu dem Sie sich bekennen dürfen. Diesen Beschützer hab' ich in Meridor geholt. Sie sind bei Ihrem Vater, ich ziehe mich zurück."

„Er hat Recht," sagte der Greis traurig. „Herr von Monsoreau hat den Zorn des Herzogs von Anjou gefürchtet, und Herr von Bussy fürchtet ihn auch."

Diane warf dem jungen Manne einen Blick zu, und dieser Blick bedeutete: „Sie, den man den muthigen Bussy nennt, fürchten Sie sich vor dem Herrn Herzoge von Anjou, wie Herr von Monsoreau ihn fürchten könnte?"

Bussy begriff Dianens Blick, und lächelte. „Herr Baron," sagte er, „verzeihen Sie mir, ich bitte Sie,

die seltsame Frage, die zu stellen ich Sie ersuchen werde, und Sie, Madame, entschuldigen Sie mich, im Namen meiner Absicht, Ihnen zu dienen."

Beide warteten einander anschauend.

„Herr Baron," entgegnete Bussy, „ich bitte Sie, fragen Sie Frau von Monsoreau ..."

Und er betonte die letzten Worte, welche die junge Frau erbleichen machten. Bussy sah den Dianen zugefügten Gram, und fuhr fort: „Fragen Sie Ihre Tochter, ob sie durch die Heirath glücklich sei, die Sie befohlen haben, und welche ihre Zustimmung erhielt."

Diane faltete die Hände, und schluchzte. Dieß war die einzige Antwort, welche sie Bussy geben konnte. Es ist wahr, daß keine andere so bestimmt gewesen wäre. Die Augen des alten Barons füllten sich mit Thränen, denn er begann einzusehen, daß seine vielleicht übereilte Freundschaft für Herrn von Monsoreau viel Schuld an dem Unglücke seiner Tochter trage.

„Nun, es ist also wahr, mein Herr," fragte Bussy, „daß Sie, ohne durch irgend eine List oder Gewalt dazu gezwungen zu seyn, die Hand Ihrer Tochter dem Herrn von Monsoreau gegeben haben?"

„Ja, wenn er sie retten würde."

„Und er hat sie wirklich gerettet. Dann brauche ich Sie nicht zu fragen, mein Herr, ob Ihre Absicht sei, Wort zu halten?"

„Es ist ein Gesetz für Alle, und vorzüglich für die Edelleute, zu halten, was man versprochen hat, und

Sie, mein Herr, müssen dieß besser wissen, als jeder Andere. Herr von Monsoreau hat, nach seiner eigenen Behauptung, meiner Tochter das Leben gerettet, meine Tochter gehört also wohl dem Herrn von Monsoreau."

„Ah!" murmelte die junge Frau, „warum bin ich nicht todt?"

„Madame," sagte Bussy, „Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, Ihnen zu sagen, daß es hier nichts mehr für mich zu thun gebe. Der Herr Baron giebt Sie dem Herrn von Monsoreau, und Sie selbst haben ihm versprochen, ihm im Falle Sie Ihren Vater gesund und wohlbehalten wieder sähen, angehören zu wollen."

„Ah! zerreissen Sie mir nicht das Herz, Herr von Bussy," rief Frau von Monsoreau aus, dem jungen Manne sich nähernd; „mein Vater weiß nicht, daß ich mich vor diesem Manne fürchte; mein Vater weiß nicht, daß ich ihn hasse; mein Vater beharrt darauf, in ihm meinen Retter zu sehen, und ich, von meinem Instinkte belehrt, beharre darauf, zu sagen, daß dieser Mann mein Henker ist."

„Diane! Diane!" rief der Baron aus, „er hat Dich gerettet!"

„Ja," versetzte Bussy, über die Grenzen hinausgerissen, in welchen ihn bisher seine Vorsicht und sein Zartgefühl zurückgehalten hatten. „Ja, aber wenn die Gefahr weniger groß war, als Sie glauben, wenn die Gefahr eine erkünstelte war, wenn, ... was weiß ich? Hören Sie, Baron, es steckt irgend ein Geheimniß dar-

unter, das mir noch aufzuhellen bleibt, und das ich aufhellen werde. Ich muß Ihnen aber betheuern, daß ich, wär' ich so glücklich gewesen, an Herrn von Monsoreau's Stelle zu seyn, Ihre unschuldige und schöne Tochter von der Entehrung gerettet, und, bei Gott, der mich hört! keine Bezahlung für diesen Dienst von ihr verlangt hätte."

„Er liebte sie," sagte Herr von Meridor, der selbst all' das Abscheuliche im Benehmen des Herrn von Monsoreau fühlte, „und man muß der Liebe viel verzeihen."

„Und ich dann!" rief Bussy aus, „bin ich..." Doch erschrocken über diesen Blitz, der wider seinen Willen aus seinem Herzen aufzuckte, hielt Bussy ein, und der Blitz, der aus seinen Augen schoß, vervollständigte die auf seinen Lippen unterbrochene Aeußerung. Diane verstand sie nicht weniger, und vielleicht noch besser, als wenn sie vollständig gewesen wäre.

„Nun denn!" erwiederte sie erröthend, „Sie haben mich verstanden, nicht wahr? Nun denn, mein Freund, mein Bruder, Sie haben die beiden Titel verlangt, und ich gebe sie Ihnen; wohlan, mein Freund, wohlan, mein Bruder, können Sie etwas für mich thun?"

„Aber der Herzog von Anjou! der Herzog von Anjou!" murmelte der Greis, der immer den Donner, welcher ihn bedrohte, im Zorne der königlichen Hoheit grollen hörte.

„Ich gehöre nicht zu jenen, die den Zorn der Prinzen

fürchten, Seigneur Augustin," versetzte der junge Mann, „und ich täusche mich sehr, oder wir haben diesen Zorn nicht zu befürchten; wenn Sie wollen, Herr von Meridor, werde ich Sie zu einem solchen Freunde des Prinzen machen, daß er Sie gegen den Herrn von Monsoreau beschützen wird, von dem Ihnen, glauben Sie mir, die wahre Gefahr, die unbekannte, aber gewisse Gefahr kommt: unsichtbar, aber vielleicht unvermeidlich."

„Doch wenn der Herzog erfährt, daß Diane lebt, so ist Alles verloren," bemerkte der Greis.

„In diesem Falle seh' ich wohl," erwiederte Bussy, „daß Sie, was ich Ihnen auch sagen mochte, Herrn von Monsoreau eher glauben, und mehr, als mir. Sprechen wir nicht mehr davon, stossen Sie mein Anerbieten zurück, Herr Baron, stossen Sie den allmächtigen Beistand zurück, den ich zu Ihrer Hülfe anrief! Werfen Sie sich in die Arme des Mannes, der Ihr Vertrauen so gut gerechtfertiget hat. Ich hab' es Ihnen gesagt: ich habe meine Aufgabe gelöset, ich habe hier nichts mehr zu thun. Leben Sie wohl, Seigneur Augustin, leben Sie wohl, Madame, Sie werden mich nicht mehr sehen, ich entferne mich, leben Sie wohl!"

„O!" rief Diane aus, die Hand des jungen Mannes ergreifend, „haben Sie mich einen Augenblick schwach werden, haben Sie mich auf ihn zurückkommen sehen? Nein. Auf den Knien bitte ich Sie, verlassen Sie mich nicht, Herr von Bussy, verlassen Sie mich nicht."

Bussy drückte die schönen, flehenden Hände Dianens,

und sein ganzer Zorn schwand, wie jener Schnee schwindet, den auf dem Gipfel der Berge das warme Lächeln der Maisonne schmelzt.

„Weil es so ist,“ sagte Bussy, „so mag es seyn, Madame; ja, ich nehme die heilige Mission an, welche Sie mir anvertrauen, und ehe drei Tage vergehen, denn ich bedarf Zeit, zum Prinzen zu kommen, welcher, wie man sagt, mit dem Könige eine Wallfahrt nach Chartres angetreten hat, ehe drei Tage vergehen, werden Sie Neues hören, oder ich will nicht mehr Bussy heißen.“

Und mit einer Wonnetrunkenheit sich ihr nähernd, die aus seinem Athem und zugleich aus seinem Blicke glühte, flüsterte er ihr ganz leise zu: „Wir sind gegen Herrn von Monsoreau verbündet; erinnern Sie sich, daß nicht er es ist, der Ihnen Ihren Vater wieder gebracht hat, und werden Sie mir nicht untreu.“

Und zum letztenmal dem Baron die Hand drückend, stürzte er aus dem Gemache.

Viertes Kapitel.

Wie Bruder Gorenflot erwachte, und wie er in seinem Kloster aufgenommen wurde.

Wir haben unsern Freund Chicot in Entzückung bei dem Anblicke des nicht unterbrochenen Schlafes und

des prächtigen Schnarchens des Bruders Gorenflot zurückgelassen; er winkte dem Wirthe, fortzugehen, und das Licht mitzunehmen, nachdem er ihm vor Allem anempfohlen hatte, dem würdigen Bruder von seinem Fortgehen um sechs Uhr Abends, und von seiner um drei Uhr Morgens erfolgten Rückkehr kein Wort zu sagen.

Da Meister Bonhomet bemerkt hatte, daß in den zwischen dem Narren und dem Mönche bestehenden Verhältnissen, immer der Narr derjenige war, welcher bezahlte, so fühlte er eine große Hochschätzung für den Narren, während er dagegen für den Mönch nur eine mittelmäßige Verehrung hegte. Er versprach folglich Chicot, in keinem Falle über die Ereignisse dieser Nacht den Mund zu öffnen, und entfernte sich, indem er die beiden Freunde, der erhaltenen Anempfehlung gemäß, im Finstern zurückließ.

Bald gewahrte Chicot etwas, das seine Verwunderung erregte, nämlich, daß Bruder Gorenflot zu gleicher Zeit schnarchte und sprach. Dieß deutete nicht, wie man glauben könnte, ein nagendes Gewissen an, sondern einen mit Nahrung überladenen Magen. Die Worte, welche Gorenflot in seinem Schlafe sprach, bildeten im Zusammenhalte ein abscheuliches Gemisch von heiliger Beredsamkeit und bacchischen Grundsätzen.

Chicot bedachte jedoch, daß er, wenn er in völliger Finsterniß bliebe, große Mühe haben würde, die Zurückgabe der Kutte zu bewerkstelligen, damit Gorenflot

bei seinem Erwachen nichts argwöhne; in der That konnte er im Finstern unvorsichtig auf einige von den vier Gliedern des Mönches treten, deren verschiedene Richtungen er nicht kannte, und durch den Schmerz ihn aus seiner Schlafsucht aufschrecken.

Chicot blies also auf die Kohlengluth, um die Scene ein wenig zu erhellen. Bei dem Geräusche dieses Blasens hörte Gorenflot zu schnarchen auf, und murmelte: „Meine Brüder! das ist ein heftiger Wind; das ist der Hauch des Herrn, der mir den Athem einflößt.“

Und er begann wieder zu schnarchen. Chicot wartete einen Augenblick, bis der Schlaf wieder seine volle Wirkung machte, und fing an, den Mönch zu entkleiden.

„Brrrr,“ — sagte Gorenflot. „Wie kalt! Dieß wird die Traube hindern, zu reifen.“

Chicot hielt mitten in seiner Operation ein, die er einen Augenblick nachher fortsetzte.

„Sie kennen meinen Eifer, meine Brüder,“ fuhr der Mönch fort, „für die Kirche und für Monseigneur, den Herzog von Guise.“

„Canaille!“ versetzte Chicot.

„Hören Sie meine Meinung,“ sagte Gorenflot, „es ist aber gewiß . . .“

„Was ist gewiß?“ fragte Chicot, den Mönch aufhebend, um ihm seine Kutte anzuziehen.

„Es ist gewiß, daß der Mensch stärker ist, als der Wein; Bruder Gorenflot hat mit dem Weine gekämpft,

wie Jakob mit dem Engel, und Bruder Gorenflot hat den Wein gebändigt."

Chicot zuckte die Achseln. Diese unzeitige Bewegung veranlaßte den Mönch, ein Auge zu öffnen, und er sah das Lächeln des über ihn geneigten Chicot, der bei diesem zweifelhaften Schimmer bleifarben und düster zu seyn schien.

„Ah! keine Gespenster, keine Kobolde," sagte der Mönch, wie wenn er sich bei irgend einem vertrauten, die mit ihm geschlossenen Verträge vergessenden Geiste beklagte.

„Er ist toll und voll," äußerte Chicot, Gorenflot vollends in dessen Kutte wälzend, und die Capuze über den Kopf desselben ziehend.

„Das laß ich mir gefallen," brummelte der Mönch, „der Sacristan hat die Thüre der Emporkirche geschlossen, und der Wind kommt nicht mehr."

„Erwache nun, wann Du willst," sagte Chicot, „das ist mir ganz gleich."

„Der Herr hat meine Bitte erhört," murmelte der Mönch, „und der Nordwind, den er gesendet, um den Weinstock durch den Frost zu verderben, hat sich in einen sanften Zephyr verwandelt."

„Amen!" erwiederte Chicot.

Und aus Servietten ein Kopfkissen machend, aus dem Tischtuche ein Betttuch, und nachdem er den leeren Flaschen und schmutzigen Tellern eine möglichst wahrscheinliche Stellung gegeben hatte, entschlief er an der Seite seines Gefährten.

Dem hellen Tage, welcher auf Gorenflot's Augen glänzte, und der grellen, in der Küche wiederhallenden Stimme des seine Küchenjungen auszankenden Wirthes gelang es, durch den dichten Nebel zu dringen, der auf seinen Ideen lastete. Er erhob sich, und brachte es mit Hülfe seiner beiden Hände dahin, auf jenem Theile zu ruhen, den die fürsorgende Natur dem Menschen zu seinem vorzüglichsten Schwerpunkte verliehen hat. Nach dieser nicht ohne Schwierigkeit vollbrachten Anstrengung begann Gorenflot das bedeutungsvolle Untereinander des Tischgeschirres zu betrachten; Chicot, durch die anmuthige Krümmung von einem seiner Arme in der Lage, Alles zu sehen, entging keine einzige Bewegung des Mönches; Chicot stellte sich, als ob er schnarche, und zwar mit einer Natürlichkeit, die jenem berühmten Nachahmungstalente, von dem wir schon gesprochen haben, Ehre machte.

„Heller Tag!" rief der Mönch aus; „corbleu! heller Tag! Es scheint, daß ich die Nacht hier zugebracht habe."

Dann sagte er, seine Ideen zusammenfassend: „Und die Abtei! O, o!"

Er begann den Strick seiner Kutte zusammenzuziehen, eine Mühe, welche Chicot sich zu nehmen nicht für nöthig erachtet hatte. „Gleichviel," sagte er, „ich habe einen sonderbaren Traum gehabt; es dünkte mir, todt, und in ein blutbeflecktes Leichentuch eingewickelt zu seyn."

Gorenflot täuschte sich durchaus nicht; er hatte, halb erwachend, das Tischtuch, welches ihn umhüllte, für ein Leichentuch, und die Weinflecken für Blutstropfen gehalten. „Zum Glücke war's ein Traum," sagte Gorenflot, von Neuem um sich schauend.

Bei dieser Musterung fielen seine Blicke auf Chicot, der, als er merkte, daß der Mönch ihn betrachtete, mit doppelter Kraft schnarchte.

„Wie schön ein Betrunkener ist!" äußerte Gorenflot, Chicot mit Bewunderung anschauend. „Er ist glücklich, so zu schlafen!" fügte er bei. „Ah! dieß macht, weil er nicht in meiner Lage ist."

Und er stieß einen Seufzer aus, der sich mit Chicot's Schnarchen vereinigte, so, daß der Seufzer den Gascognier wirklich hätte aufwecken können, wenn der Gascognier wirklich würde geschlafen haben.

„Wenn ich ihn aufweckte, um ihn um Rath zu fragen?" sagte der Mönch; „er ist ein Mann von gutem Rathe."

Chicot verdreifachte die Dosis, und das bis zum Tonumfange der Orgel gebrachte Schnarchen ging in die Nachahmung des Donners über.

„Nein," fuhr Gorenflot fort, „dieß gäbe ihm zu viele Vortheile über mich. Ich werde wohl ohne ihn eine gute Lüge finden. Aber wie immer auch diese Lüge sein mag," sagte Gorenflot ferner, „so werde ich doch große Mühe haben, dem Kerker zu entgehen. Der Kerker hat eben so viel nicht zu bedeuten, aber die Folge davon:

Brod und Wasser. Wenn ich nur wenigstens einiges Geld hätte, um den Bruder Kerkermeister zu bestechen."

Dieß hörend, zog Chicot sachte aus seiner Tasche eine ziemlich runde Börse, die er unter seinem Bauche versteckte. Dieß war keine überflüßige Vorsichtsmaßregel; zerknirschter, als jemals, nahete sich Gorenflot seinem Freunde, und murmelte diese schwermüthigen Worte: „Wenn er wach wäre, würde er mir einen Thaler nicht verweigern; aber sein Schlaf ist mir heilig... und ich will ihn nehmen."

Bei diesen Worten neigte sich Gorenflot, der, nachdem er eine Zeit lang gesessen, sich niedergekniet hatte, gegen Chicot, und wühlte leise in der Tasche des Schläfers. Chicot hielt es nicht für räthlich, ungeachtet des ihm von seinem Gefährten gegebenen Beispieles, seinen vertrauten Geist anzurufen, und ließ ihn nach Belieben in der einen und in der andern Tasche seines Wamses wühlen.

„Das ist sonderbar," sagte der Mönch, „nichts in den Taschen. Ah! im Hute vielleicht."

Während der Mönch zu suchen begann, leerte Chicot seine Börse in seine Hand, und steckte sie wieder leer und schlaff in die Tasche seines Beinkleides.

„Nichts im Hute," äußerte der Mönch, „dieß wundert mich. Mein Freund Chicot, der ein Narr voll Vernunft ist, geht aber doch nie ohne Geld aus. Ah! alter Biedermann," setzte er mit einem Lächeln hinzu, das seinen Mund bis zu den Ohren aufsperrte, „ich

vergaß Dein Beinkleid." Und seine Hand in Chicot's Hose steckend, zog er die leere Börse heraus.

„Jesus!" murmelte er, „wer wird die Zeche bezahlen!"

Dieser Gedanke brachte einen tiefen Eindruck auf den Mönch hervor; denn er machte sich alsogleich auf seine Beine, und wendete sich mit einem noch etwas taumelnden, jedoch raschen Schritte zur Thüre, ging durch die Küche, ohne mit dem Wirthe, ungeachtet dessen zuvorkommender Ansprache, ein Gespräch anzuknüpfen, und entfloh. Dann legte Chicot sein Geld wieder in seine Börse, seine Börse in seine Tasche, und mit dem Elbogen sich an's Fenster legend, durch welches schon ein Sonnenstrahl funkelte, vergaß er Gorenflot in tiefem Nachsinnen. Inzwischen ging der Bruder Almosensammler, seinen Quersack auf der Schulter, mit ernster Miene seines Weges, die den Vorübergehenden Gemüthssammlung scheinen konnte, und nur Nachdenken war; denn er suchte eine von jenen prächtigen Lügen eines schalkhaften Mönches oder verspäteten Soldaten, eine Lüge, deren Grund immer derselbe, der Einschlag aber je nach der Einbildungskraft des Lügners launenhaft ausgeschmückt ist.

Als Bruder Gorenflot die Pforten des Klosters erst noch ganz von weitem gewahrte, schienen sie ihm schon noch düsterer, als gewöhnlich, und er schöpfte widrige Anzeichen aus der Anwesenheit mehrerer, auf der Schwelle miteinander plaudernder Mönche, die wechselweise mit

Besorgniß nach den vier Hauptpunkten des Himmels schauten. Aber kaum war er aus der Straße Saint-Jacques getreten, als eine große von den Brüdern in dem Momente, da sie ihn erblickten, ausgeführte Bewegung, ihn mit einem der furchtbarsten Schrecken durchschauderte, den er in seinem ganzen Leben empfunden hatte.

„Sie reden von mir," sagte er; „sie deuten auf mich, sie erwarten mich; man hat mich heute Nacht gesucht; meine Abwesenheit hat Scandal erregt. Ich bin verloren!"

Und sein Kopf wirbelte; ein toller Gedanke, zu fliehen, tauchte in seinem Innern auf; allein schon kamen ihm mehrere Mönche entgegen; man würde ihn zweifellos verfolgen. Bruder Gorenflot ließ sich die Gerechtigkeit widerfahren, daß er zum Laufen nicht gewachsen sei; er würde eingeholt, geknebelt, in's Kloster geschleppt; er zog die Resignation vor. Er näherte sich also kleinmüthig seinen Ordensgenossen, die unschlüssig schienen, ob sie mit ihm sprechen sollten."

„Ach!" sagte Gorenflot, „sie stellen sich, mich nicht mehr zu kennen; ich bin ein Stein des Anstosses."

Endlich wagte es Einer von ihnen, ging auf Gorenflot zu, und sagte: „Armer lieber Bruder!"

Gorenflot stieß einen Seufzer aus, und schlug seine Augen zum Himmel empor.

„Sie wissen, daß der Prior Sie erwartet," sagte ein Anderer.

„Ah! mein Gott!"

„O! mein Gott, ja," fügte ein Dritter bei; „er hat gesagt, daß man Sie alsogleich nach Ihrer Rückkehr in's Kloster, zu ihm führen solle."

„Das ist's, was ich fürchtete," sagte Gorenflot.

Und mehr todt als lebendig trat er in das Kloster, dessen Pforte sich hinter ihm verschloß.

„Ah! Sie sind's," rief der Bruder Pförtner; „kommen Sie schnell, schnell, der hochwürdige Prior Joseph Foulon fragt nach Ihnen."

Und der Bruder Pförtner nahm Gorenflot bei der Hand, und führte, oder vielmehr schleppte ihn in das Zimmer des Priors. Auch hier wurden die Thüren wieder geschlossen. Gorenflot schlug die Augen nieder, aus Besorgniß, dem erzürnten Blicke des Abtes zu begegnen; er fühlte sich allein, von Jedermann verlassen, einem Vorgesetzten gegenüber, der erzürnt, mit Recht erzürnt seyn mußte."

„Ah! sind Sie endlich da," sagte der Abt.

„Mein hochwürdiger ..." stammelte der Mönch.

„Welche Besorgnisse haben Sie uns veranlaßt!" sagte der Prior.

„Dieß ist zu viel Güte, mein Vater," erwiederte Gorenflot, der diesen nachsichtigen Ton nicht begriff, den er nicht hoffte.

„Sie haben gefürchtet, nach der Scene dieser Nacht heimzukehren, nicht wahr?"

„Ich gestehe, daß ich es nicht gewagt habe, heim-

zukehren," versetzte der Mönch, aus dessen Stirne ein eisiger Schweiß brach.

„Ah! lieber Bruder, lieber Bruder," sagte der Abt, „was Sie da gethan haben, ist sehr unbesonnen und sehr unvorsichtig."

„Erlauben Sie mir, mich zu erklären, mein Pater."

„Und wozu haben Sie nöthig, mir eine Erklärung zu geben? Ihren Ausfall..."

„Ich habe nicht nöthig, mich zu erklären," sagte Gorenflot; „desto besser, denn ich wäre in Verlegenheit, es zu thun."

„Ihren Ausfall begreife ich vortrefflich. Ein Moment der Exaltation, der Enthusiasmus hat Sie hingerissen; die Exaltation ist eine heilige Tugend, der Enthusiasmus ist ein heiliges Gefühl; aber überspannte Tugenden werden fast Laster, die ehrenwerthesten Gefühle, wenn übertrieben, sind tadelhaft."

„Um Vergebung, mein Pater," entgegnete Gorenflot, „aber wenn auch Sie begreifen, ich begreife nicht gut. Von welchem Ausfalle sprechen Sie?"

„Von jenem, den Sie heute Nacht gethan haben."

„Außerhalb des Klosters?" fragte der Mönch furchtsam.

„Nein; im Kloster."

„Ich habe einen Ausfall im Kloster gemacht, ich?"

„Ja, Sie."

Gorenflot kratzte sich die Nasenspitze. Er begann zu begreifen, daß sie miteinander sprachen, ohne sich zu verstehen.

„Ich bin ein eben so guter Katholik, wie Sie; aber dennoch hat Ihre Kühnheit mich erschreckt.“

„Meine Kühnheit,“ erwiederte Gorenflot; „ich bin also sehr kühn gewesen?“

„Mehr als kühn, mein Sohn; Sie sind verwegen gewesen.“

„Ach! Sie müssen den Verirrungen eines noch nicht recht schmiegsamen Temperamentes verzeihen; ich werde mich bessern, mein Pater.“

„Ja, aber inzwischen kann ich mich nicht enthalten, für Sie und für uns die Folgen dieses Ausbruches zu fürchten. Wäre die Sache unter uns vorgefallen, so läge nichts daran.“

„Wie!“ versetzte Gorenflot, „die Sache ist draussen bekannt?“

„Gewiß, Sie wissen ja, daß mehr als hundert Laien da waren, die kein Wort von Ihrer Rede verloren haben.“

„Von meiner Rede,“ fragte Gorenflot, immer erstaunter.

„Ich gestehe, daß sie schön war, ich gestehe, daß die Beifallsbezeigungen Sie berauschen mußten, daß die einmüthige Beistimmung Ihnen in den Kopf steigen konnte, aber daß dieß so weit ging, eine Prozession in den Straßen von Paris zu beantragen, sich zu erbieten, einen Küraß anzuziehen, und einen Aufruf an alle guten Katholiken zu erlassen, den Helm auf dem Kopfe und die Partisane auf der Schulter, dieß ist, wie Sie mir zugeben werden, zu stark.“

Gorenflot schaute den Prior mit Augen an, die alle Ausdrücke des Erstaunens durchmachten.

„Nun giebt es ein Mittel,“ fuhr der Prior fort, „Alles auszugleichen. Dieser religiöse Schwung, der in Ihrem edelmüthigen Herzen wallet, würde Ihnen in Paris schaden, wo so viele böse Augen sind, welche Sie belauern. Ich wünsche, daß Sie ihn anwenden möchten . . .“

„Wo, mein Pater?“ fragte Gorenflot, überzeugt, eine Kerkertour machen zu müssen.

„In der Provinz.“

„Eine Verbannung!“ rief Gorenflot aus.

„Hier bleibend, könnte Ihnen viel Schlimmeres begegnen, liebster Bruder.“

„Und was kann mir denn begegnen?“

„Ein Criminalprozeß, der, aller Wahrscheinlichkeit nach, ewiges Gefängniß, wo nicht den Tod, zur Folge hätte.“

Gorenflot erblaßte gräßlich; er konnte nicht begreifen, wie er ewiges Gefängniß oder gar die Todesstrafe verwirkt hätte, weil er sich in einer Schenke betrunken und eine Nacht außerhalb seines Klosters zugebracht.

„Während Sie, wenn Sie sich dieser momentanen Verbannung unterwerfen, nicht nur der Gefahr entgehen, sondern auch die Fahne des Glaubens in der Provinz aufpflanzen; was Sie heute Nacht gethan und gesagt haben, gefährlich und selbst unmöglich unter den Augen des Königs und seiner verdammten Lieblinge,

wird in der Provinz leichter ausführbar. Reisen Sie also eiligst fort, Bruder Gorenflot, vielleicht ist es sogar schon zu spät, und die Bogenschützen haben den Befehl erhalten, Sie zu verhaften."

„Potz tausend, mein hochwürdiger Pater, was sagen Sie da?" stammelte der Mönch, erschrocken die Augen rollend; denn in dem Maße, als der Prior sprach, dessen Sanftmuth er anfangs bewundert hatte, staunte er über die Größe, zu welcher sich eine im Grunde sehr verzeihliche Sünde emporschwang; „die Bogenschützen, sagen Sie, und was hab' ich mit den Bogenschützen zu thun?"

„Sie haben nichts mit denselben zu thun, aber dieselben könnten wohl mit Ihnen zu thun haben."

„Hat man mich denn angezeigt?" fragte Bruder Gorenflot.

„Ich möchte darauf wetten. Reisen Sie also, reisen Sie!"

„Reisen! mein Hochwürdiger," entgegnete Gorenflot zu Boden gedonnert, „das ist leicht zu sagen; aber wovon soll ich leben, wenn ich abgereiset seyn werde?"

„Ei, nichts Leichteres. Sie sind der Bruder Almosensammler des Klosters; darin liegen Ihre Existenzmittel. Mit Ihrem Almosenertrage, womit Sie bisher die Andern ernähret haben, werden Sie sich selbst ernähren. Und übrigens seien Sie unbesorgt, mein Gott! das von Ihnen entwickelte System wird Ihnen Anhänger genug in der Provinz verschaffen, um mich nicht

versichert zu halten, daß es Ihnen an nichts fehlen wird. Doch gehen Sie, um Gott! gehen Sie, und besonders kommen Sie nicht zurück, bis man es Ihnen nicht zu wissen macht."

Und der Prior, nach einer zärtlichen Umarmung des Bruders Gorenflot, schob ihn ganz sachte, aber mit einer mit Erfolg gekrönten Beharrlichkeit, zur Thüre der Zelle hinaus. Hier waren alle Mönche, Bruder Gorenflot erwartend, versammelt. Kaum erschien er, als Jeder auf ihn zueilte, und Jeder seine Hände, seinen Hals, seine Kleider berühren wollte. Es gab welche darunter, deren Verehrung so weit ging, daß sie den Saum seiner Kutte küßten.

„Leben Sie wohl," sagte der Eine, ihn an sein Herz drückend; „leben Sie wohl, Sie sind ein heiliger Mann, vergessen Sie mich nicht in Ihren Gebeten."

„Bah!" sagte Gorenflot bei sich, „ein heiliger Mann, ich? — Ja doch."

„Leben Sie wohl," sagte ein Zweiter, ihm die Hand drückend, „muthiger Kämpfer des Glaubens; leben Sie wohl; Gottfried von Bouillon war wohl unbedeutend im Vergleiche mit Ihnen."

„Leben Sie wohl, Märtyrer," sagte ein Dritter zu ihm, das Ende seines Strickes küssend; „die Blindheit wohnt noch unter uns; aber die Stunde des Lichtes wird anbrechen."

Und Gorenflot befand sich so, von Arm zu Arm, von Küssen zu Küssen, von Beinamen zu Beinamen ge-

langend, am Hauptthore, das hinter ihm sich verschloß, sobald er über die Schwelle desselben getreten war. — Gorenflot blickte dieses Thor mit einem Ausdrucke an, den nichts zu schildern vermöchte, und ging zuletzt rückwärts aus Paris, wie wenn ihm der Würgengel die Spitze seines flammenden Schwertes gezeigt hätte. Die einzige Aeußerung, welche ihm, bei der Pforte angekommen, entschlüpfte, war: „Der Teufel hole mich! Sie sind Alle Narren; oder wenn sie es nicht sind, Barmherzigkeit, mein Gott! so bin ich Einer."

Fünftes Kapitel.

Wie Bruder Gorenflot überzeugt blieb, daß er ein Nachtwandler sey, und dieses Gebrechen bitterlich beklagte.

Bis zu dem Unglückstage, zu dem wir gekommen sind, zu jenem Tage, an welchem gegen den armen Mönch diese unerwartete Verfolgung sich erhob, hatte Bruder Gorenflot ein beschauliches Leben geführt, das heißt: früh ausgehend, wenn er frische Luft schöpfen wollte, spät, wenn er die Sonne suchte, auf Gott und die Küche der Abtei vertrauend, immer nur daran gedacht, die sehr weltlichen, übrigens ziemlich seltenen, Extragenüsse des Gasthauses zum Fruchthorne sich zu verschaffen; diese Extragenüsse hingen von den Launen der Gläubigen ab, und konnten nur durch einen Abzug

von den Geldspenden bestritten werden, welche Bruder Gorenflot auf seinem Wege durch die Strasse Saint-Jacques Halt machen ließ; nach diesem Halte kehrten jene Spenden in das Kloster zurück, um jene Summe leichter, welche Gorenflot unterwegs gelassen hatte. — Freilich war Chicot noch da, sein Freund, der die guten Tafeln und die guten Gäste liebte. Aber Chicot führte ein sehr wunderliches Leben. Der Mönch sah ihn bisweilen drei- bis viermal nacheinander; dann verflossen vierzehn Tage, ein Monat, sechs Wochen bis zu seinem Wiedererscheinen, sey's, daß er sich mit dem Könige einschloß, sey's, daß er ihn auf irgend einer Wallfahrt begleitete, sey's endlich, daß er für seine eigene Rechnung eine Geschäfts- oder Lustreise machte. Gorenflot war Einer von jenen Mönchen, für die, wie für gewisse Soldaten, Truppkinder, die Welt bei dem Vornehmsten des Hauses anfing, das heißt: bei dem Obersten des Klosters, und bei dem leeren Fleischtopfe aufhörte. Daher war es diesem Soldaten der Kirche, diesem Kuttenkinde, wenn man uns erlaubt, den malerischen Ausdruck auf ihn anzuwenden, den wir eben erst in Bezug auf die Vertheidiger des Vaterlandes gebrauchten, niemals in den Sinn gekommen, daß er eines Tages mühsam auf den Weg sich machen, und Abenteuer bestehen müßte.

Dieß wäre noch angegangen, wenn er Geld gehabt hätte; aber die Antwort des Priors auf seine Bitte war einfach und ohne apostolische Ausschmückung ge-

wesen, wie ein Bruchstück des heiligen Lukas: „Suche, und Du wirst finden.“

Gorenflot, bedenkend, daß er gezwungen seyn dürfte, in weiter Ferne zu suchen, fühlte sich schon vor dem Anfange müde. Die Hauptsache war jedoch, sich zuvörderst der Gefahr zu entziehen, die ihm drohte, einer unbekannten, aber dringenden Gefahr, wenigstens dem gemäß, was aus den Worten des Priors hervorzugehen geschienen hatte. Der arme Mönch gehörte nicht zu jenen, die durch irgend eine geschickte Verwandlung ihr Physisches verstellen, und den Nachforschungen entgehen können; er entschloß sich also vor Allem das Weite zu suchen, und mit diesem Entschlusse ging er mit ziemlich raschem Schritte durch das Thor Bordelle, dann vorsichtig am Schilderhause der Nachtwächter und am Posten der Schweizer vorüber, aus Furcht, daß jene Bogenschützen, auf die der Abt von Sainte-Geneviève ihm Hoffnung gemacht hatte, allzu ergreifende Wirklichkeiten werden möchten. Aber als er, einmal in frischer Luft, auf freiem Felde war, etwa fünfzig Schritte vom Stadtthore, als er auf der Feldseite des armstuhlförmig angelegten Grabens, jenes erste Gras des Frühlings sah, das sich anstrengt, durch den schon grünenden Boden zu brechen; als er die heitere Sonne am Horizonte erblickte, die Einsamkeit rechts und links, die murmelnde Stadt hinter sich, setzte er sich auf die Böschung der Strasse, legte sein doppeltes Kinn in seine breite und fette Hand, kratzte mit dem Zeigefinger die viereckige

Spitze einer Doggennase, und begann ein von Seufzern begleitetes Nachsinnen.

Mit Ausnahme der Leyer, die ihm fehlte, glich Bruder Gorenflot nicht übel Einem von jenen Hebräern, die, ihre Harfe an der Thränenweide aufhängend, zur Zeit der Zerstörung von Jerusalem den Text des berühmten Verses: super flumina Babylonis, und den Stoff zu einer Myriade von melancholischen Bildern lieferte. Gorenflot seufzte um so mehr, als die neunte Morgenstunde herannahte, jene Stunde des Mittagsessens im Kloster, denn die Mönche, hinter der Civilisation, wie es von der Welt abgesonderten Leuten zukommt, befolgten noch, im Jahre der Gnade 1578, die Gewohnheit des guten Königes Karl V., welcher um acht Uhr Morgens, nach seiner Messe, zu Mittag aß. Eben so leicht könnte man die an einem Sturmtage am Ufer des Meeres vom Winde emporgewühlten Sandkörner zählen, als die widersprechenden Ideen, die nacheinander im Gehirne des nüchternen Gorenflot aufstiegen.

Die erste Idee, jene, von welcher sich loszureißen ihm die größte Mühe kostete, wir müssen es sagen, war, nach Paris zurückzukehren, geraden Weges in das Kloster zu gehen, dem Abte zu sagen, daß er entschieden den Kerker der Verbannung vorziehe, sogar einzuwilligen, wenn es seyn müßte, die Disciplin zu erdulden, die Geißel, die doppelte Geißel, und das „in pace,“

woferne man nur auf Ehre schwören wollte, für seine Mahlzeiten zu sorgen, deren Verminderung auf täglich fünf er sich sogar würde gefallen lassen. Dieser so beharrlichen Idee, welche eine starke Viertelstunde lang das Gehirn des armen Mönches quälte, folgte eine andere, ein wenig vernünftigere, nämlich: geraden Weges in das Fruchthorn zu gehen, Chicot hinkommen zu lassen, im Falle er ihn nicht noch eingeschlafen fände, ihm die bejammernswerthe Lage zu schildern, worin er sich in Folge seiner bacchischen Verleitungen befände, denen er, Gorenflot, nachzugeben die Schwachheit gehabt habe, und von jenem großmüthigen Edelmanne eine Alimentationspension zu erhalten. Dieser Plan beschäftigte Gorenflot eine zweite Viertelstunde lang; denn er war ein verständiger Geist, und die Idee nicht ohne Verdienst.

Eine fernere Idee endlich, und der es nicht an einer gewissen Kühnheit gebrach, war: die Mauern der Hauptstadt zu umgehen, durch das Thor Saint-Germain oder durch den Thurm von Nesle zurückzukehren, und seine Almosensammlungen in Paris heimlich fortzusetzen. Er kannte gute Orte, fruchtbare Winkel, kleine Strassen, worin gewisse Gevatterinnen, saftiges Geflügel auffütternd, immer irgend einen in seinem Fette erstickten Kapaun in den Quersack des Almosensammlers warfen, er sah in dem dankbaren Spiegel seiner Erinnerungen ein gewisses Haus mit einer Freitreppe, worin man im Sommer Conserven aller Art fabrizirte, und zwar haupt-

sächlich zu dem Zwecke, wenigstens bildete sich's Bruder Gorenflot gerne so ein, in den Quersack des Bruders Almosensammler, für dessen väterlichen Segen, bald ein Viertel von der Sulz getrockneter Quitten, bald ein Dutzend eingemachter Nüsse, und bald eine Schachtel gebackener Aepfelschnitze, wovon der Geruch allein schon einen Sterbenden zum Trinken gebracht hätte, zu stecken. Denn, man muß es sagen, die Ideen von Bruder Gorenflot waren vorzüglich auf die Tafelfreuden und auf die Süßigkeiten der Ruhe gerichtet, so, daß er bisweilen, nicht ohne eine gewisse Unruhe, an jene zwei Advokaten des Teufels dachte, die am Tage des jüngsten Gerichtes gegen ihn plaidiren würden, und die man Faulheit und Feinschmeckerei hieß. Indessen aber, wir müssen es sagen, wandelte der würdige Mönch, vielleicht nicht ohne Gewissensbisse, aber jedenfalls wandelte er doch ... auf dem blumigen Abhange, der in den Abgrund führt, in dessen Tiefe unaufhörlich Charybdis und Scylla, diese zwei Todsünden, heulen. Daher lächelte dieser letztere Plan ihm zu; daher schien ihm diese Lebensweise diejenige zu seyn, zu welcher er von Natur aus bestimmt war; allein, um diesen Plan zu vollziehen, um diese Lebensweise zu führen, mußte er in Paris bleiben, und es riskiren, bei jedem Schritte den Bogenschützen, den Stadtsergeanten, den kirchlichen Behörden zu begegnen, einer für einen vagabundirenden Mönch gefährlichen Herde.

Und ferner drängte sich wieder eine Unzuträglichkeit auf; der Schaffner des Klosters Saint-Geneviève war ein allzu sorgsamer Verwalter, um Paris ohne einen Bruder Almosensammler zu lassen; Gorenflot lief Gefahr, mit einem Collegen Aug' im Auge zusammenzutreffen, der die unbestreitbare Ueberlegenheit über ihn gehabt hätte, in der legitimen Ausübung seiner Verrichtungen begriffen zu seyn. Diese Idee machte Gorenflot zittern, und gewiß hatte er Grund dazu.

So weit war er mit seinen Selbstgesprächen und mit seinen Besorgnissen gekommen, als er von weitem unter dem Thore Bordelle einen Reiter erscheinen sah, der bald die Wölbung durch den Galopp seines Pferdes erschütterte. Dieser Mann stieg bei einem Hause ab, das beiläufig hundert Schritte von der Stelle entfernt lag, wo Gorenflot saß; er klopfte an; man machte ihm auf, und Roß und Reiter verschwanden im Hause. Gorenflot bemerkte diesen Umstand, weil er das Glück dieses Reiters beneidet hatte, der ein Pferd besaß, und folglich es verkaufen konnte. Aber nach einem Augenblicke trat der Cavalier, Gorenflot erkannte ihn an seinem Mantel, trat der Cavalier, sagen wir, aus dem Hause, und da in einiger Entfernung eine Baumgruppe sich befand, und vor der Baumgruppe ein großer Haufen Steine lag, so kauerte er zwischen diesen Bäumen und dieser Bastion von neuer Art.

„Ganz gewiß wird da ein vorsetzliches Auflauern beabsichtiget," murmelte Gorenflot. „Wäre ich den Vo-

genschützen weniger verdächtig, so würde ich sie davon unterrichten, oder, wenn ich muthiger wäre, mich widersetzen."

In diesem Momente gewahrte der Mann, der im Hinterhalte lag, und dessen Augen vom Stadtthore sich nur abwendeten, um die Umgegend mit einer gewissen Unruhe zu mustern, mit einem von jenen raschen Blicken, die er rechts und links warf, Gorenflot, der noch immer saß, und immer noch sein Kinn hielt. Dieser Anblick genirte ihn; er stellte sich, als ob er mit einer gleichgültigen Miene hinter den Bruchsteinen spazieren ginge.

„Welche Haltung!" sagte Gorenflot, „welche Gestalt! . . . man sollte glauben, daß ich sie kenne; . . . aber nein, das ist unmöglich."

In diesem Augenblicke setzte sich der Unbekannte, welcher Gorenflot den Rücken kehrte, plötzlich, wie wenn die Muskeln seiner Beine ihm den Dienst versagt hätten. Er hatte ein gewisses Getöse von Hufschlägen gehört, das vom Stadtthore kam. In der That kamen drei Männer, von denen zwei Lakeien schienen, drei gute Maulesel und drei dicke Mantelsäcke, langsam von Paris durch das Thor Bordelle. Sobald der Mann hinter den Bruchsteinen sie erblickt hatte, machte er sich noch kleiner, wenn es möglich war, und erreichte, mehr kriechend als gehend, die Baumgruppe, und den breitstämmigsten Baum wählend, duckte er sich hinter ihn in der Stellung eines Jägers auf dem Anstande. Der

Reiterzug passirte, ohne ihn zu sehen, oder wenigstens ohne auf ihn zu achten, während dagegen der Mann im Hinterhalte ihn mit den Augen zu verschlingen schien.

„Ich bin's, der den Vollzug des Verbrechens verhindert hat," sagte Gorenflot, „und meine Anwesenheit auf der Straße, gerade in diesem Augenblicke, ist eine von den Offenbarungen des göttlichen Willens, wie ich deren einer bedürfte, um mir ein Frühstück zu verschaffen."

Als der Reiterzug vorüber war, ging der Auflauerer wieder in das Haus.

„Gut!" sagte Gorenflot, „das ist ein Umstand, der mir, wenn ich mich nicht sehr täusche, den Fund verschaffen wird, den ich wünschte. Ein Mensch, der lauert, will nicht gerne gesehen werden. Es ist ein Geheimniß, das ich besitze, und wär's nur zehn Heller werth, wohlan! ich werde einen Preis darauf setzen."

Und ohne zu zögern, ging Gorenflot auf das Haus zu; aber je mehr er diesem sich näherte, desto deutlicher erinnerte er sich wieder an die martialische Haltung des Cavaliers, an den langen Raufdegen, der seine Waden schlug, und an den schrecklichen Blick, womit er den Reiterzug hatte passiren sehen; dann sagte er bei sich: „Ich glaube ganz gewiß, daß ich Unrecht hatte, und daß ein solcher Mann sich nicht wird einschüchtern lassen."

An der Thüre war Gorenflot völlig überzeugt, und er kratzte sich nicht mehr die Nase, sondern hinter dem Ohre. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht.

„Eine Idee," sagte er.

Das Erwachen einer Idee in dem eingeschlafenen Gehirne des Mönches, war ein solcher Fortschritt, daß er selbst staunte, daß diese Idee ihm aufgestiegen war; aber schon zu jener Zeit sagte man: „die Noth ist die Mutter der Industrie."

„Eine Idee," wiederholte er, „und eine etwas sinnreiche Idee. Ich werde zu ihm sagen: „Mein Herr, Jedermann hat seine Pläne, seine Wünsche, seine Hoffnungen; ich werde für Ihre Pläne beten, schenken Sie mir etwas." Wenn seine Pläne schlimm sind, woran ich gar nicht zweifle, wird es doppelt nöthig seyn, daß man für ihn bete, und zu diesem Zwecke wird er mir irgend ein Almosen spenden. Ich werde diesen Fall dem ersten Doctor der Gottesgelehrtheit vorlegen, dem ich begegnen werde. Es ist nämlich zu wissen nöthig, ob man für Pläne beten darf, die man nicht kennt, wenn man einen argen Zweifel hinsichtlich dieser Pläne gefaßt hat. Was mir der Doctor sagen wird, werde ich thun; folglich werde nicht ich mehr verantwortlich seyn, sondern er; und wenn ich keinem Doctor begegne, wohlan! wenn ich keinem Doctor begegne, wie zu vermuthen ist, werd' ich mich enthalten. Inzwischen werde ich mit dem Almosen jenes Mannes mit den schlimmen Absichten gefrühstückt haben."

In Folge dieses Entschlusses zog sich Gorenflot an den Mauern hin, und wartete. Fünf Minuten nachher ging die Thüre auf, und das Pferd und der Mann

erschienen; jenes trug diesen. Gorenflot näherte sich. „Mein Herr," sagte er, „wenn fünf Vater unser und fünf Ave Maria für das Gelingen Ihrer Pläne Ihnen angenehm seyn können..."

Der Mann wendete den Kopf gegen Gorenflot. „Gorenflot!" rief er aus.

„Herr Chicot!" erwiederte der Mönch ganz erstaunt.

„Was Teufels, wohin gehst Du denn so, Gevatter?" fragte Chicot.

„Ich weiß es nicht; und Sie?"

„Das ist etwas Anderes, ich weiß es," antwortete Chicot; „ich gehe der Nase nach."

„Sehr weit?"

„Bis ich stille stehe. Aber was Dich betrifft, Gevatter, da Du mir nicht sagen kannst, zu welchem Zwecke Du Dich hier befindest, argwöhne ich etwas."

„Was?"

„Daß Du mich belauertest."

„Herr Jesus! ich Sie belauern! Gott behüte mich davor. Ich habe Sie gesehen, das ist Alles."

„Gesehen? Was?"

„Den Vorüberzug der Maulesel belauern."

„Du bist ein Narr."

„Sie waren doch hinter jenen Steinen mit aufmerksamen Augen."

„Höre, Gorenflot, ich will mir vor der Stadt ein Haus bauen lassen; diese Bruchsteine gehören mein, und ich überzeugte mich, daß sie von guter Qualität seien."

„Dann ist's etwas Anderes," versetzte der Mönch, welcher nicht ein Sterbenswörtchen von dem glaubte, was Chicot ihm antwortete; ich täuschte mich."

„Doch was treibst denn Du selbst außerhalb den Barrièren?"

„Ach! Herr Chicot, ich bin geächtet," erwiederte Gorenflot mit einem enormen Seufzer.

„Was?" sagte Chicot.

„Geächtet, sag' ich Ihnen." Und Gorenflot, in seine Kutte sich drapirend, richtete seine kurze Gestalt empor, und wiegte seinen Kopf von vorne nach hinten mit dem gebieterischen Blicke des Mannes, dem ein großes trauriges Ereigniß das Recht giebt, das Mitleiden seiner Nebenmenschen in Anspruch zu nehmen. „Meine Brüder stoßen mich aus ihrem Schooße aus," fuhr er fort; „ich bin excommunicirt, anathematisirt."

„Bah! und warum dieß?"

„Hören Sie, Herr Chicot," sagte der Mönch, die Hand auf sein Herz legend, „Sie werden mir glauben, wenn Sie wollen, aber, so wahr ich Gorenflot bin, ich weiß nicht warum."

„Sollte es nicht etwa deßhalb geschehen seyn, weil man Sie heute Nacht bei dem Besuche eines Freudenhauses getroffen hat, Gevatter?"

„Abscheulicher Scherz!" entgegnete Gorenflot, „Sie wissen vollkommen gut, was ich seit gestern Abend gethan habe."

„Das heißt,“ sagte Chicot, „ja, von acht Uhr bis zehn Uhr, aber: nein, von zehn Uhr bis drei Uhr.“

„Wie, von zehn Uhr bis drei Uhr?“

„So ist's; um zehn Uhr sind Sie fortgegangen.“

„Ich?“ versetzte Gorenflot, den Gascognier mit vor Erstaunen glotzenden Augen anschauend.

„So gewiß fortgegangen, daß ich Sie gefragt habe, wohin Sie gingen.“

„Wohin ich ginge; Sie haben mich darum gefragt?“

„Ja.“

„Und ich habe Ihnen geantwortet?“

„Sie haben mir geantwortet, daß Sie fortgingen, um eine Rede zu halten.“

„Es ist denn doch etwas Wahres in allem dem,“ murmelte Gorenflot erschüttert.

„Parbleu! Es ist so wahr, daß Sie mir Ihre Rede theilweise gesagt haben, sie war sehr lang.“

„Sie bestand aus drei Theilen; das ist die von Aristoteles empfohlene Eintheilung. Ihre Rede enthielt schreckliche Sachen gegen den König Heinrich III.“

„Bah!“ entgegnete Gorenflot.

„So schreckliche, daß ich mich nicht verwundern würde, wenn man Ihnen als Unruhstifter den Prozeß machte.“

„Herr Chicot, Sie öffnen mir die Augen; sah ich vollkommen erwacht aus, als ich mit Ihnen sprach?“

„Ich muß Ihnen sagen, Gevatter, daß Sie mir sehr auffallend schienen; vorzüglich lag in Ihrem Blicke

eine Starrheit, die mich erschreckte; man hätte meinen mögen, daß Sie wach waren, ohne es zu sehn, und daß Sie schlafend sprachen."

„Dennoch weiß ich gewiß," erwiederte Gorenflot, „daß ich diesen Morgen im Fruchthorne erwacht bin, und wenn der Teufel dahinter steckte."

„Wohlan! Was liegt darin Erstaunliches?"

„Wie! Was Erstaunliches darin liege, da Sie sagen, daß ich um zehn Uhr das Fruchthorn verlassen habe?"

„Ja, aber Sie sind Morgens drei Uhr wieder dahin zurückgekehrt, und zum Beweise will ich Ihnen sogar sagen, daß Sie die Thüre offen gelassen haben, und daß ich deßhalb sehr viel Kälte litt."

„Und ich auch," sagte Gorenflot; „ich erinnere mich daran."

„Sie sehen also wohl," bemerkte Chicot.

„Wenn, was Sie mir sagen, wahr ist..."

„Wie! Wenn, was ich Ihnen sage, wahr ist? Gevatter, es ist die Wahrheit. Fragen Sie nur Meister Bonhomet."

„Meister Bonhomet?"

„Gewiß; denn er hat Ihnen die Thüre aufgemacht. Ich muß Ihnen sogar sagen, daß Sie bei Ihrer Rückkehr von Hochmuth aufgebläht waren, und daß ich zu Ihnen gesagt habe: „„Pfui doch, Gevatter, der Hochmuth schickt sich nicht für einen Mann, vorzüglich wenn dieser Mann ein Mönch ist.""

„Und weßhalb war ich hochmüthig?"

„Wegen des guten Erfolges Ihrer Rede, wegen der Complimente, die Ihnen der Herzog von Guise, der Cardinal und Herr von Mayenne gemacht hatten, welche Gott erhalten möge," fügte der Gascognier bei, seinen Hut abnehmend.

„Dann ist mir Alles erklärt," sagte Gorenflot.

„Das ist ein Glück; Sie geben also zu, daß Sie bei jener Versammlung gewesen waren; wie zum Teufel heißt sie doch? Warten Sie nur! Die Versammlung der heiligen Union. Richtig."

Gorenflot ließ den Kopf auf seine Brust sinken, und stieß einen Seufzer aus.

„Ich bin ein Nachtwandler," sagte er; „ich vermuthete es schon lange."

„Nachtwandler?" fragte Chicot; „was soll dieß bedeuten?"

„Dieß bedeutet, Herr Chicot," antwortete der Mönch, „daß bei mir der Geist die Materie in solchem Grade beherrscht, daß, während die Materie schläft, der Geist wacht, und daß der Geist dann der Materie gebietet, die, obgleich eingeschlafen, zu gehorchen gezwungen ist."

„Ei, Gevatter," erwiederte Chicot, „dieß gleicht sehr einer Art Zauberei; wenn Sie besessen sind, so sagen Sie es mir freimüthig; ein Mann, der schlafend geht, der schlafend gestikulirt, der Reden hält, in denen er den König angreift, immerfort schlafend, ventre de biche; ist nichts Natürliches; zurück, Beelzebub, vaderetro, Satanas!"

Und Chicot ließ sein Pferd eine Seitenwendung machen.

„Also auch Sie verlassen mich, Herr Chicot?“ sagte Gorenflot. „Tu quoque, Brute. *) Ah! ah! dieß hätte ich nie von Ihnen geglaubt.“

Und verzweiflungsvoll suchte er ein Schluchzen hervorzubringen.

Chicot fühlte Mitleiden mit dieser ungeheuern Verzweiflung, die um so entsetzlicher schien, da sie in sich selbst verschlossen war. „Lassen Sie hören,“ sagte er; „was haben Sie zu mir gesagt?“

„Wann?“

„So eben.“

„Ach! ich weiß es nicht; ich bin nahe daran, verrückt zu werden; mein Kopf ist voll, und der Magen leer; helfen Sie mir darauf, Herr Chicot.“

„Sie haben vom Reisen mit mir gesprochen?“

„Richtig, ich habe Ihnen gesagt, daß der hochwürdige Prior mich eingeladen habe, zu reisen.“

„Wohin?“ fragte Chicot.

„Wohin es mir belieben wird,“ antwortete der Mönch.

„Und Du gehst?“

„Ich weiß nicht, wohin.“ Gorenflot hob seine bei-

*) „Auch Du, Brutus,“ — sagte Cäsar, als er ermordet wurde, und auch Brutus unter den Verschworenen sah. D. Ueb.

den Hände zum Himmel. „Um Gottes willen!“ sagte er, „Herr Chicot, leihen Sie mir zwei Thaler, damit Sie mir meine Reise fortsetzen helfen.“

„Ich thue etwas Besseres, als dieß,“ sagte Chicot.

„Ah! Lassen Sie hören, was thun Sie?“

„Ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich reise.“

„Es ist wahr, Sie haben es mir gesagt.“

„Wohlan, ich nehme Sie mit.“

Gorenflot schaute den Gascognier mißtrauisch an, und wie ein Mann, der an eine solche Gunst nicht zu glauben wagt.

„Aber unter der Bedingung, daß Sie sehr sittsam seyn werden, wogegen ich Ihnen verspreche, sehr ruchlos zu seyn. Nehmen Sie meinen Vorschlag an?“

„Ob ich ihn annehme,“ erwiederte der Mönch, „ob ich ihn annehme . . . Aber haben wir Geld zum Reisen?“

„Sehen Sie,“ versetzte Chicot, eine lange, von oben an zierlich strotzende Börse ziehend.

Gorenflot machte einen Freudensprung. „Wie viel?“ fragte er.

„Hundertfünfzig Pistolen.“

„Und wohin gehen wir?“

„Du wirst es sehen, Gevatter.“

„Wann frühstücken wir?“

„Alsogleich.“

„Aber auf was werde ich reiten?“ fragte Gorenflot besorgt.

„Auf meinem Pferde nicht, corboeuf! Du würdest es tödten."

„Was ist dann zu thun?" entgegnete Gorenflot, in seiner Erwartung getäuscht.

„Nichts Einfacheres; Du hast einen Bauch, wie Silen, Du bist betrunken, wie er. Wohlan, damit die Aehnlichkeit vollkommen sey, werde ich Dir einen Esel kaufen."

„Sie sind mein König, Herr Chicot, Sie sind meine Sonne. Nehmen Sie einen etwas starken Esel; Sie sind mein Gott. Wo frühstücken wir nun?"

„Hier, morbleu!" gleich hier. Schau oberhalb dieser Thüre hin, und lies, wenn Du lesen kannst."

Wirklich war man vor einer Art Wirthshaus angekommen. Gorenflot folgte der von Chicot's Finger bezeichneten Richtung, und las: „Hier sind Schinken, Eier, Aalpasteten und weißer Wein zu haben."

Es wäre schwierig, die Umwälzung zu schildern, welche dieser Anblick in Gorenflot's Gesichte hervorbrachte; sein Antlitz erheiterte sich, seine Augen thaten sich weit auf, sein Mund spaltete sich, um eine doppelte Reihe weißer und ausgehungerter Zähne zu zeigen.

Endlich streckte er seine beiden Arme in die Luft, zum Zeichen freudigen Dankes, und seinen ungeheuern Leib mit einer Art von Tact wiegend, sang er das folgende Lied, zu dessen Entschuldigung ihm nur sein Entzücken dienen konnte:

„Hat seine Last verloren
Der Esel, seinen Pfropf der Wein,
Spitzt jener seine Ohren,
Und aus der Flasche schenkt man ein.
Leichtsinniger's giebt's nimmer,
Als einen Mönch, der tüchtig trinkt,
Und nichts, was wär' noch schlimmer,
Als so ein Mönch, dem Freiheit winkt."

„Gut gesagt!" rief Chicot aus, „und um keine Zeit zu verlieren, setzen Sie sich zu Tische, mein lieber Bruder. Ich werde Sie bedienen lassen, und einen Esel suchen."

Sechstes Kapitel.

Wie Bruder Gorenflot auf einem Esel reisete, Panürge genannt, und auf seiner Reise viele Dinge lernte, die er nicht wußte.

Was Chicot so gleichgültig gegen die Sorge für seinen eigenen Magen machte, für den er, so sehr Narr er war, oder zu seyn sich rühmte, gewöhnlich eine eben so große Willfährigkeit bethätigte, als ein Mönch haben konnte, war: daß er vor seinem Scheiden von dem Gasthofe zum Fruchthorne reichlich gefrühstückt hatte. Zudem nähren die großen Leidenschaften, wie man sagt, und Chicot hatte in diesem Momente eine große Leidenschaft. Er setzte also Gorenflot an einen Tisch des kleinen Hauses, und man reichte ihm durch eine Art

von Drehlade Schinken, Eier und Wein, die er mit seiner gewohnten Schnelligkeit und Stätigkeit zu expediren begann. Indessen war Chicot in die Nachbarschaft gegangen, um sich den von seinem Gefährten verlangten Esel zu verschaffen; er fand bei den Bauern von Sceaux, zwischen einem Ochsen und einem Pferde, jenen friedfertigen Esel, den Gegenstand von Gorenflot's Wünschen; er war vier Jahre alt, spielte in's Braune, und trug einen ziemlich quabbeligen Leib auf vier spindeldürren Füssen. Zu jener Zeit kostete ein solcher Esel zwanzig Livres. Chicot gab zweiundzwanzig dafür, und ward für seine Freigebigkeit gepriesen.

Als Chicot mit seiner Eroberung zurückkehrte, und in das nämliche Zimmer trat, worin Gorenflot sein Mittagsmahl hielt, flog Gorenflot, der so eben die Hälfte einer Aalpastete verschluckt, und seine dritte Flasche getrunken hatte, von dem Anblicke seines Reitthieres entzückt, und durch den Duft eines köstlichen Weines zu allen zärtlichen Gefühlen gestimmt, an den Hals seines Esels, und steckte, nachdem er ihn auf beide Kinnladen geküßt hatte, zwischen beide eine lange Brodkruste, was den Esel zu einem freudigen Schreien veranlaßte.

„O! o!" sagte Gorenflot, „dieses Thier hat eine schöne Stimme; wir werden bisweilen miteinander singen. Ich danke, Freund Chicot, ich danke."

Und er taufte alsogleich seinen Esel auf den Namen Panürge. Chicot warf einen Blick auf den Tisch, und sah, daß er, ohne irgend eine Tyrannei, von seinem

Gefährten verlangen könne, sein Mittagsmahl da bewenden zu lassen, wo er damit war. Er begann also mit jener Stimme, welcher Gorenflot nicht zu widerstehen vermochte, zu sagen: „Auf, vorwärts, Gevatter, vorwärts! In Melun werden wir ein Vesperbrod zu uns nehmen."

Chicot's Stimme klang so befehlend, und Chicot hatte diesen etwas harten Befehl durch ein so süßes Versprechen zu lindern gewußt, daß Gorenflot, anstatt irgend eine Einwendung zu machen, wiederholte: „In Melun! in Melun!"

Und ohne länger zu zögern, hißte sich Gorenflot, mit Hülfe eines Stuhles, auf seinen Esel, auf dem ein einfacher lederner Polster lag, von welchem zwei Riemen statt der Steigbügel herabhingen. Der Mönch steckte seine Sandalen in die beiden Riemen, nahm den Halfterriemen des Esels in seine rechte Hand, stützte seine linke Faust auf seine Hüfte, und verließ das Wirthshaus, majestätisch wie der Gott, dem er glich, wie Chicot mit einigem Grunde behauptet hatte.

Chicot dagegen schwang sich mit der Gewandtheit eines vollendeten Reiters auf sein Pferd, und die beiden Reiter schlugen sogleich im kleinen Trabe ihrer Thiere den Weg nach Melun ein.

Man machte so vier Meilen in einem Ritte; dann hielt man einen Augenblick an. Der Mönch benützte die schöne Sonne, um sich auf das Gras hinzustrecken, und zu schlafen. Chicot berechnete inzwischen die Tage-

reisen, und überzeugte sich, daß man zwölf Tage brauchen würde, um, nach zehn Meilen täglich, hundertzwanzig Meilen zurückzulegen.

Panürge fraß mit der Spitze seiner Lippen einen Distelbüschel ab.

Zehn Meilen waren vernünftigerweise Alles, was man von den vereinigten Kräften eines Esels und eines Mönches verlangen konnte. Chicot schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht möglich,“ murmelte er, Gorenflot betrachtend, der auf der Feldseite eines Grabens schlief, nicht mehr und nicht weniger, als auf den weichesten Eiderdunnen; „es ist nicht möglich; wenn der Mönch mir folgen will, so muß er wenigstens fünfzehn Meilen täglich zurücklegen.“

Wie man sieht, war Gorenflot seit einiger Zeit bestimmt, drückende Beschwerden zu dulden. Chicot stieß ihn mit dem Elbogen, um ihn aufzuwecken, und ihm, wenn er erwacht wäre, seine Bemerkung mitzutheilen.

Gorenflot öffnete die Augen. „Sind wir in Melun?“ fragte er; „mich hungert.“

„Nein, Gevatter,“ antwortete Chicot, „noch nicht, und gerade dieß ist's, warum ich Sie aufwecke, nämlich: wir müssen dort schleunig ankommen. Wir reisen zu langsam, ventre de biche, wir reisen zu langsam.“

„Und Sie sind verdrießlich, lieber Herr Chicot, daß wir langsam reisen? Der Weg des Lebens geht aufwärts, weil er im Himmel ausmündet, und aufwärts ziehen ist sehr ermüdend. Wer drängt uns übrigens?

Je mehr Zeit wir auf den Weg verwenden, desto länger werden wir beisammen bleiben. Reise ich nicht zur Verbreitung des Glaubens, und Sie zu Ihrem Vergnügen? Wohlan, je weniger schnell wir reisen, desto besser wird der Glaube verbreitet; je minder schnell wir reisen, desto mehr werden Sie sich ergötzen. Meine Meinung, zum Beispiele, wäre, einige Tage in Melun zu bleiben; man ißt dort, wie man versichert, vortreffliche Aalpasteten, und ich möchte gerne eine gewissenhafte Vergleichung zwischen der Aalpastete von Melun und jener von andern Gegenden anstellen. Was sagen Sie dazu, Herr Chicot?"

„Ich sage," erwiederte der Gascognier, „daß meine Meinung vielmehr ist, so schnell als möglich zu reisen, in Melun kein Vesperbrod zu uns zu nehmen, und erst in Montereau zu soupiren, um die verlorene Zeit wieder einzuholen."

Gorenflot sah seinen Reisegefährten wie ein Mann an, der nicht versteht.

„Auf, vorwärts, vorwärts!" sagte Chicot.

Der Mönch, welcher, die Hände unter seinem Kopfe gekreuzt, seiner ganzen Länge nach da lag, begnügte sich, sich seufzend aufzusetzen.

„Wenn Sie jedoch," fuhr Chicot fort, „zurückbleiben, und nach Ihrem Belieben reisen wollen, Gevatter, so steht es Ihnen frei."

„Nein," versetzte Gorenflot, über jene Isolirung erschrocken, welcher er so eben wie durch ein Wunder ent-

gangen war; „nein. Ich folge Ihnen, Herr Chicot; ich liebe Sie zu sehr, um Sie zu verlassen.“

„In den Sattel also, Gevatter, in den Sattel!“

Gorenflot zog seinen Esel zu einem Marksteine, und es gelang ihm, auf demselben Platz zu nehmen, aber dießmal nicht mehr rittlings, sondern von der Seite, nach Art der Frauenspersonen; er behauptete, dieß sey ihm bequemer, um zu plaudern. Eigentlich aber hatte der Mönch eine Schnelligkeitsverdoppelung im Gange seines Thieres vorhergesehen, und, auf solche Art sitzend, zwei Anhaltspunkte: die Mähne und den Schweif.

Chicot ritt in starkem Trabe; der Esel folgte schreiend. Die ersten Momente waren für Gorenflot schrecklich; zum Glücke hatte der Theil, auf dem er ruhte, eine solche Oberfläche, daß es ihm weniger schwierig fiel, als einem Andern, seinen Schwerpunkt zu bewahren. Bisweilen erhob sich Chicot in seinen Steigbügeln, erspähte die Strasse, und verdoppelte, da er am Horizonte das nicht sah, was er suchte, seine Eile. Gorenflot ließ diese ersten Zeichen von Erspähung und Ungeduld vorübergehen, ohne nach der Ursache derselben zu fragen, weil er darauf denken mußte, sich auf seinem Esel zu erhalten. Als er sich aber erholt, als er mit gespreizten Armen athmen gelernt, wie die Schwimmer sagen, und bemerkt hatte, daß Chicot das nämliche Spiel fortsetzte, fragte er: „Ei, was suchen Sie denn, Herr Chicot?“

„Nichts,“ sagte dieser, „ich schaue, wohin wir reiten.“

„Nun, wir reiten nach Melun, dünkt mir; Sie selbst haben es gesagt, Sie hatten sogar anfangs beigefügt . . ."

„Wir reiten nicht, Gevatter, wir reiten nicht," erwiederte Chicot, sein Pferd spornend.

„Wie? Wir reiten nicht?" rief der Mönch aus; „wir reiten doch immer Trab."

„Im Galoppe! im Galoppe!" versetzte der Gascognier, indem er sein Pferd galoppiren ließ.

Panürge, vom Beispiele hingerissen, schlug den Galopp ein, aber mit einer schlecht verhehlten Wuth, die seinem Reiter nichts Gutes verhieß. Gorenflot's Athembeklemmungen verdoppelten sich.

„Sprechen Sie doch, sprechen Sie doch, Herr Chicot," rief er aus, sobald er sprechen konnte, „Sie nennen dieß eine Lustreise; aber ich finde gar nichts Lustiges dabei."

„Vorwärts! vorwärts!" antwortete Chicot.

„Aber die Anhöhe ist steil."

„Die guten Reiter galoppiren nur aufwärts."

„Ja, aber ich habe die Anmaßung nicht, ein guter Reiter seyn zu wollen."

„Dann bleiben Sie zurück."

„Nein, ventre bleu," rief Gorenflot aus, „um keinen Preis von der Welt."

„Nun denn, in diesem Falle, wie ich Ihnen sagte, vorwärts, vorwärts!" Und Chicot trieb sein Pferd noch rascher an.

„Sehen Sie, Panürge röchelt,“ rief Gorenflot aus, „sehen Sie, Panürge bleibt stehen.“

„Dann Adieu, Gevatter,“ erwiederte Chicot.

„Gorenflot fühlte einen Augenblick Lust, auf die nämliche Art zu antworten; doch er erinnerte sich, daß jenes Pferd, welches er im Grunde des Herzens verfluchte, und welches einen so wunderlichen Mann trug, auch die Börse trug, die in der Tasche dieses Mannes stack. Er entschloß sich also, und die Weichen des Esels wüthend mit seinen Sandalen schlagend, zwang er ihn, wieder zu galoppiren.

„Ich werde meinen armen Panürge tödten,“ wehklagte der Mönch, um Chicot's Interesse einen entscheidenden Schlag zu versetzen, weil er keinen Einfluß auf seine Empfindsamkeit zu haben schien. „Ich werde ihn ganz sicher tödten.“

„Wohlan, tödten Sie ihn, Gevatter, tödten Sie ihn, entgegnete Chicot, ohne daß diese nach Gorenflot's Ansicht so wichtige Bemerkung, ihn auf irgend eine Art bewog, seine Eile zu mäßigen; „tödten Sie ihn, wir werden einen Maulesel kaufen.“

Wie wenn er diese drohenden Worte verstanden hätte, verließ der Esel die Mitte der Straße, und flog in einen kleinen sehr trockenen Seitenweg, wo Gorenflot zu Fuß zu gehen nicht gewagt hätte. „Zu mir her,“ rief der Mönch aus; „ich rolle in den Fluß.“

„Es ist keine Gefahr dabei,“ versetzte Chicot; „wenn Sie in den Fluß fallen, so steh' ich Ihnen gut dafür, daß Sie von selbst schwimmen werden.“

„O!“ murmelte Gorenflot, „ich werde dabei zu Grunde gehen, das ist gewiß. Und wenn man bedenkt, daß dieß Alles mir begegnet, weil ich ein Nachtwandler bin!“ Und der Mönch hob einen Blick zum Himmel empor, welcher sagen wollte: „Herr! Herr! welches Verbrechen hab' ich denn begangen, daß Du mich mit diesem Unheile betrübtest?“

Plötzlich, auf der Anhöhe oben angekommen, hielt Chicot sein Pferd mit einem so raschen und ruckweisen Zuge an, daß das überraschte Thier vorne mit solcher Gewalt auf die Knie stürzte, daß sein Rücken fast den Boden berührte. Gorenflot, ein minder guter Reiter als Chicot, und der zudem anstatt des Zügels nur einen Halfterriemen hatte, Gorenflot, sagen wir, setzte seinen Weg fort.

„Halt, corboeuf, halt!“ schrie Chicot.

Aber der Esel hatte sich in den Kopf gesetzt, zu galoppiren, und der Kopf eines Esels ist ein halsstarriges Ding.

„Wirst Du halten,“ rief Chicot, „oder ich jage Dir eine Pistolenkugel nach, so wahr ich ein Edelmann bin.“

„Was für ein Teufel von einem Manne der da ist!“ dachte Gorenflot bei sich, „und was für ein Thier mag ihn wohl gebissen haben?“

„Als dann Chicot's Stimme immer schrecklicher donnerte, und der Mönch die ihm angedrohte Kugel bereits pfeifen zu hören glaubte, führte er ein Manöver aus, das bei seiner Art zu sitzen mit der größten Leich-

tigkeit geschehen konnte, und darin bestand, sich von seinem Esel auf den Boden herabgleiten zu lassen.

„Nun denn," sagte er, indem er beherzt auf seinen Hintern sich fallen ließ, und mit den beiden Händen an den Halfterriemen seines Esels klammerte, der ihn so einige Schritte zu machen zwang, zuletzt aber doch stehen blieb. Dann suchte Gorenflot Chicot, um aus dessen Gesichte die Zeichen der Zufriedenstellung zu ernten, die nicht verfehlen konnten, bei dem Anblicke eines so geschickt vollzogenen Manövers sich darin auszuprägen. Chicot war hinter einem Felsen verborgen, und setzte von da seine Zeichen und Drohungen fort.

Diese Vorsichtsmaßregel ließ den Mönch begreifen, daß hier ein verdecktes Spiel sei. Er schaute vorwärts, und erblickte etwa fünfhundert Schritte weit auf der Straße drei Männer, die auf ihren Mauleseln ruhig ihres Weges zogen. Auf den ersten Blick erkannte er die Reisenden, welche am Morgen Paris durch das Thor Bordelle verlassen, und die unablässigen Blicke Chicot's, als er hinter dem Baume auf dem Anstande war, auf sich gezogen hatten.

Chicot wartete in der nämlichen Stellung, bis die drei Reisenden aus dem Gesichte waren; dann, dann erst holte er seinen Gefährten ein, der auf dem Platze seines Herabfallens sitzen geblieben war, immer noch den Halfterriemen von Panürge zwischen den Händen haltend.

„Ah!" sagte Gorenflot, welcher die Geduld zu verlieren begann, „erklären Sie mir, lieber Herr Chicot,

ein wenig unser Benehmen: eben erst mußte man im gestreckten Galoppe eilen, jetzt muß man plötzlich da verweilen, wo wir sind."

„Mein guter Freund," erwiederte Chicot, „ich wollte wissen, ob Ihr Esel von guter Race, und ich nicht geprellt worden sei, als ich zweiundzwanzig Livres dafür bezahlte; nun ist die Erfahrung gemacht, und ich bin äusserst befriediget."

Der Mönch ließ sich, wie man leicht begreift, von einer solchen Antwort nicht täuschen, und er schickte sich eben an, dieß seinem Gefährten bemerkbar zu machen, als seine natürliche Trägheit ihn bewältigte, in das Ohr ihm flüsternd, auf keine Besprechung der Sache einzugehen. Er begnügte sich also zu antworten, selbst ohne seine Mißstimmung zu verbergen; „Gleichviel, ich bin sehr müde und sehr hungerig."

„Wohlan, nichts daraus gemacht," versetzte Chicot, dem Mönche lustig auf die Schulter klopfend. „Auch ich bin müde, auch mich hungert, und bei dem ersten Gasthause, das wir auf unserm . . ."

„Nun denn?" fragte Gorenflot, der kaum an die Rückkehr glauben konnte, welche die ersten Worte des Gascogniers verkündeten.

„Nun denn," ergänzte dieser, „werden wir einen Schweinsbraten, ein oder zwei fricassirte Hühner, und eine Schleifkanne des besten Weines im Keller bestellen."

„Wahrhaftig?" entgegnete Gorenflot; „ist's dießmal ganz gewiß? Wir wollen sehen."

„Ich verspreche es Ihnen, Gevatter."

„Gut," sagte der Mönch aufstehend, „so machen wir uns also ohne Zögern an das Aufsuchen dieses sehr willkommenen Gasthauses. Komm, Panürge, Du wirst Kleie erhalten."

Der Esel erhob ein Freudengeschrei. Chicot bestieg wieder sein Pferd, Gorenflot führte seinen Esel am Halfterriemen. Das so ersehnte Wirthshaus erschien bald den Blicken der Reisenden; es stand zwischen Corbeil und Melun; aber zu Gorenflot's großem Erstaunen, der seinen lockenden Anblick bewunderte, befahl Chicot dem Mönche, wieder auf seinen Esel zu steigen, und begann einen Umweg links hin zu machen, um hinter dem Hause vorüber zu reiten; übrigens genügte Gorenflot, dessen Fassungskraft reissende Fortschritte machte, ein einziger Blick, um die Ursache dieses wunderlichen Einfalles zu begreifen; die drei Maulesel der Reisenden, deren Fährte Chicot zu folgen schien, standen vor der Thüre.

„Nach dem Gutdünken dieser verfluchten Reisenden also," dachte Gorenflot, „müssen sich die Ereignisse unserer Reise und unsere Mahlzeitstunden richten? Das ist traurig." Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Panürge, der gleichfalls sah, daß man sich von der geraden Linie entfernte, welche von Jedermann, selbst von den Eseln, als die kürzeste erkannt wird, blieb plötzlich stehen, und steifte sich auf seine vier Füsse, wie wenn

er entschlossen gewesen wäre, auf derselben Stelle, wo er sich befand, anzuwurzeln.

„Sehen Sie," sagte Gorenflot mit einem kläglichen Tone, „mein Esel will selbst nicht mehr weiter."

„Ah! er will nicht mehr weiter," erwiederte Chicot, „warte! warte!" Und er näherte sich einer Kornelkirschenhecke, wo er eine fünf Fuß lange, daumensdicke, solide, und zugleich biegsame Gerte abschnitt.

Panürge gehörte nicht zu jenen dummen Vierfüßlern, die sich mit dem nicht beschäftigen, was um sie herum vorgeht, und die Ereignisse erst ahnen, wenn diese Ereignisse ihnen auf den Rücken fallen. Er hatte Chicot's Manöver beobachtet, für den er ohne Zweifel jene Hochschätzung zu fühlen begann, die er verdiente, und sobald er die Absichten desselben zu erkennen geglaubt, seine Füsse entsteift, und mit hurtigem Schritte den Weg fortgesetzt.

„Er geht, er geht!" schrie der Mönch Chicot zu.

„Gleichviel," erwiederte dieser, „für denjenigen, der in Gesellschaft eines Esels und eines Mönches reiset, ist ein Stock nie überflüssig." Und der Gascognier schnitt den seinigen völlig ab.

Siebentes Kapitel.

Wie Bruder Gorenflot seinen Esel gegen einen Maulesel, und seinen Maulesel gegen ein Pferd vertauschte.

Inzwischen nahten sich Gorenflot's Trübsale ihrem Ende, wenigstens für diese Tagreise; nach gemachtem Umwege schlug man wieder die Landstraße ein, und hielt drei Viertel Meilen weiter bei einem rivalen Wirthshause an. Chicot nahm ein Zimmer mit der Aussicht auf die Straße, und bestellte das Abendessen, das ihm in seinem Zimmer aufgetragen wurde; aber man sah, daß die Ernährung nur sein secundärer Gedanke war. Chicot aß nur halb, während er mit allen seinen Augen und mit allen seinen Ohren beobachtete. Diese Beschäftigung dauerte bis zehn Uhr; da Chicot bis zehn Uhr nichts gesehen und nichts gehört hatte, hob er die Belagerung auf, und befahl, daß sein Pferd und der Esel des Mönches, durch eine doppelte Ration Haber und Kleie gestärkt, mit Tagesanbruch bereit seyn sollten. Bei diesem Befehle stieß Gorenflot, der seit einer Stunde eingeschlafen schien, und nur in jene süsse Seelenentrückung gelullt war, die auf eine gute, mit einer genügenden Quantität köstlichen Weines begossene Mahlzeit folgt, einen Seufzer aus.

„Mit Tagesanbruch?“ fragte er.

„Ei, ventre de biche,“ antwortete Chicot, „Du mußt ja gewohnt seyn, um diese Zeit aufzustehen.“

„„Warum denn?" fragte Gorenflot.

„Und die Frühmette?"

„Ich war vom Superior dispensirt," antwortete der Mönch.

Chicot zuckte die Achseln, und das Wort Faulpelze mit einem e, das die Mehrheit bezeichnete, erstarb auf seinen Lippen.

„Ja doch, Faulpelze," sagte Gorenflot; „ja doch, warum denn nicht?"

„Der Mensch ist zur Arbeit geboren," versetzte der Gascognier spruchreich.

„Und der Mönch zur Ruhe," sagte der Bruder; „der Mönch ist die Ausnahme des Menschen."

Und von diesem Beweisgrunde befriediget, der sogar Chicot gerührt zu haben schien, machte Gorenflot einen würdevollen Abgang, und legte sich in sein Bett, welches Chicot, ohne Zweifel aus Besorgniß irgend einer Unvorsichtigkeit, in seinem eigenen Zimmer hatte herrichten lassen. Wirklich hätte mit der Morgendämmerung des andern Tages Bruder Gorenflot, wäre er nicht vom tiefsten Schlafe befallen gewesen, Chicot aufstehen, sich dem Fenster nähern, und hinter dem Vorhange seine Beobachtungen anstellen sehen. Bald, obgleich durch den Vorhang geschützt, machte Chicot einen raschen Schritt zurück, und wenn Gorenflot, anstatt fortwährend zu schlafen, erwacht gewesen wäre, hätte er die Hufschläge der drei Maulesel auf dem Pflaster schallen gehört. Chicot ging alsogleich zu Gorenflot,

den er am Arme rüttelte, bis er die Augen aufschlug.

„Aber werde ich denn keinen Augenblick Ruhe mehr bekommen?“ stammelte Gorenflot, der zehn Stunden nacheinander geschlafen hatte.

„Auf, auf!“ sagte Chicot; „kleiden wir uns an, und reisen wir ab.“

„Aber das Frühstück,“ versetzte der Mönch.

„Es ist auf dem Wege nach Montereau.“

„Was ist das, Montereau?“ fragte der Mönch, in der Geographie sehr unbewandert.

„Montereau ist die Stadt, wo man frühstückt,“ antwortete der Gascognier; „genügt Ihnen dieß?“

„Ja,“ erwiederte Gorenflot lakonisch.

„Nun, Gevatter,“ sagte der Gascognier,“ so geh' ich hinab, um die Zeche für uns und die Thiere zu bezahlen; wenn Sie in fünf Minuten nicht bereit sind, reise ich ohne Sie ab.“

Zu einer Mönchtoilette braucht man nicht lange; dennoch verwendete Gorenflot zehn Minuten darauf. Daher sah er, am Thore angekommen, Chicot, welcher, pünktlich wie ein Schweizer, schon voraus war. Der Mönch bestieg Panürge, der, von der doppelten Ration Heu und Haber ermuthiget, die ihm Chicot hatte geben lassen, von selbst den Galopp einschlug, und seinen Reiter bald an die Seite des Gascogniers brachte.

Der Gascognier stand in seinen Steigbügeln kerzengerade vom Kopfe bis zu den Füssen. Gorenflot rich-

tete sich in den seinigen empor, und sah am Horizonte die drei Maulesel und die drei Reiter derselben, die hinter einen Hügel abwärts ritten. Der Mönch seufzte bei dem Gedanken, wie traurig es sey, daß ein fremder Einfluß so auf sein Geschick wirke. Dießmal hielt ihm Chicot Wort, und man frühstückte zu Montereau.

Die Tagereise hatte große Aehnlichkeit mit der vorigen, und die des folgenden Tages brachte ungefähr die nämliche Reihe von Ereignissen. Wir werden also über diese Einzelnheiten rasch weggehen, und Gorenflot begann, so gut es eben ging, an diese zufällige Existenz sich zu gewöhnen, als er gegen Abend Chicot stufenweise seine Fröhlichkeit verlieren sah; seit Mittag hatte er nicht einmal den Schatten der drei Reisenden erblickt, denen er folgte; daher soupirte er mit schlechtem Humor, und schlief schlecht. Gorenflot aß und trank für Zwei, und versuchte seine besten Lieder: Chicot blieb in seiner Unempfindsamkeit. Kaum graute der Morgen, als er schon auf den Beinen war, und seinen Gefährten rüttelte; der Mönch kleidete sich an, und von der Abreise an schlug man einen Trab ein, der sich bald in einen gestreckten Galopp verwandelte. Aber dieses Eilen war vergeblich; man sah keine Maulesel am Horizonte. Gegen Mittag waren Esel und Pferd ganz abgemattet. Chicot ging geraden Weges zu einer Zollstätte, die auf der Brücke von Villeneuve-le-Roi für die Thiere mit gespaltenen Klauen errichtet war.

„Haben Sie," fragte er, „drei Reisende auf Maul-

eseln gesehen, die heute früh vorbeigeritten seyn müssen?"

„Heute früh, mein Edelmann?" antwortete der Zolleinnehmer; „nein, wohl aber gestern."

„Gestern?"

„Ja, gestern Abends um sieben Uhr."

„Haben Sie sie bemerkt?"

„Ei, wie man Reisende bemerkt."

„Ich frage Sie, ob Sie sich an den Stand jener Männer erinnern?"

„Es hat mir geschienen, daß es ein Herr und zwei Lakeien waren."

„Richtig," erwiederte Chicot, und gab dem Zolleinnehmer einen Thaler. Dann sagte er bei sich: „Gestern Abends um sieben Uhr; ventre de biche! sie sind mir um zwölf Stunden voraus. Auf, Muth!"

„Hören Sie, Herr Chicot," sagte der Mönch, „Muth hab' ich noch für mich; aber für Panürge hab' ich keinen mehr."

Wirklich zitterte das arme Thier, seit zwei Tagen übertrieben, auf seinen vier Beinen, und theilte Gorenflot die Bewegung seines armen Leibes mit.

„Und sehen Sie nur," fuhr Gorenflot fort, „in welchem Zustande auch Ihr Pferd ist."

In der That rieselte der Schaum von diesem edlen Thiere, so feurig es war, und gerade wegen seines Feuers, und ein heißer Dampf stieg aus seinen Nüstern,

während das Blut bereit schien, ihm aus den Augen zu spritzen. Chicot betrachtete rasch die beiden Thiere, und schien sich der Ansicht seines Gefährten anzuschließen. Gorenflot athmete leichter, als Chicot plötzlich sagte: „Je nun, Bruder Almosensammler, es handelt sich hier darum, einen großen Entschluß zu fassen.“

„Wir fassen ja seit einigen Tagen nichts Anderes,“ rief Gorenflot aus, dessen Gesicht zum Voraus ernsthaft wurde, selbst ohne noch zu wissen, was man ihm vorschlagen möchte.

„Es handelt sich darum, von einander zu scheiden,“ sagte Chicot, mit dem ersten Griffe, wie man sagt, den Stier bei den Hörnern packend.

„Bah!“ erwiederte Gorenflot; „immer den nämlichen Spaß. Von einander scheiden? Und warum?“

„Sie reiten zu langsam, Gevatter?“

„Potztausend!“ versetzte Gorenflot; „ich reite ja wie der Wind; wir haben diesen Morgen fünf Stunden nacheinander galoppirt.“

„Das ist noch nicht genug.“

„So reisen wir wieder fort; je schneller wir reiten werden, desto früher werden wir ankommen; denn endlich werden wir doch ankommen, vermuth' ich.“

„Mein Pferd will nicht gehen, und Ihr Esel versagt den Dienst.“

„Was ist also zu thun?“

„Wir lassen sie hier, und nehmen sie gelegentlich wieder mit.“

„Aber wie? Gedenken Sie denn die Reise zu Fuß zu machen?"

„Wir werden Maulesel reiten."

„Und wie bekommen?"

„Wir kaufen welche."

„Nun denn," sagte Gorenflot seufzend, „auch dieses Opfer."

„Also?"

„Also, es bleibt bei dem Maulesel."

„Bravo! Gevatter, Sie fangen an, sich zu bilden: empfehlen Sie Bayard und Panürge der Sorgfalt des Wirthes; ich will indessen unsere Einkäufe machen."

Gorenflot entledigte sich gewissenhaft des erhaltenen Auftrages; während der viertägigen Beziehungen, in denen er zu Panürge gestanden, hatte er, wir wollen nicht sagen seine guten Eigenschaften, sondern seine Fehler gewürdiget, und bemerkt, daß seine drei Hauptfehler jene waren, zu denen er selbst sich hinneigte: die Trägheit, die Unenthaltsamkeit und die Gefräßigkeit. Diese Bemerkung hatte ihn gerührt, und Gorenflot trennte sich nur mit Bedauern von seinem Esel; doch Gorenflot war nicht bloß träge, unenthaltsam und gefräßig, er war auch Egoist, und er zog es vor, von Panürge sich zu trennen, anstatt von Chicot, da Chicot, wie gesagt, die Börse trug.

Chicot kehrte mit zwei Mauleseln zurück, auf denen man an diesem Tage zwanzig Meilen zurücklegte, so daß Chicot am Abende die Freude hatte, die drei Maul=

esel an der Thüre eines Hufschmides zu erblicken. „Ah!" sagte er, zum Erstenmale athmend.

„Ah!" seufzte der Mönch.

Aber das geübte Auge des Gascogniers erkannte weder das Geschirr der Maulesel, noch ihren Herrn, noch dessen Diener; die Maulesel waren ihrer natürlichen Zierde überlassen, das heißt: völlig ausgezogen, der Herr und die Lakeien verschwunden. Noch mehr, um diese Thiere herum standen unbekannte Leute, die sie genau betrachteten, und eine werkverständige Untersuchung anzustellen schienen: ein Pferdehändler zunächst, und dann der Hufschmid mit zwei Franziskanern; sie wendeten die Maulesel hin und her, dann beschauten sie die Zähne, die Füsse und die Ohren; kurz, sie untersuchten sie. Ein Schauder durchrieselte Chicot's Leib.

„Reite voraus," sagte er zu Gorenflot, „nähere Dich den Franziskanern, ziehe sie bei Seite, frag' sie aus; Mönche werden gegenseitig keine Geheimnisse haben, hoff' ich; erkundige Dich gewandt, wem diese Maulesel gehören, um den Preis, zu dem man sie verkaufen will, und was aus ihren Eigenthümern geworden ist; dann kehre zurück, um mir dieß Alles zu sagen."

Gorenflot, über die Unruhe seines Freundes beunruhiget, ritt im starken Trabe seines Maulesels, und kam den Augenblick nachher zurück. „Ich weiß die ganze Geschichte," sagte er. „Vor Allem, wissen Sie, wo wir sind?"

„Ei, mordieu! wir sind auf der Strasse nach Lyon,"

antwortete Chicot, „das ist die einzige Sache, an der mir gelegen ist, sie zu wissen."

„Allerdings; es ist Ihnen auch daran gelegen, zu wissen, wenigstens haben Sie es mir gesagt, was aus den Eigenthümern dieser Maulesel geworden ist."

„Ja, nun?"

„Jener, der ein Edelmann zu seyn scheint..."

„Gut."

„Jener, der ein Edelmann zu seyn scheint, hat hier die Strasse nach Avignon eingeschlagen, eine Strasse, die den Weg abkürzt, wie es scheint, und durch Château-Chinon und Privas geht."

„Allein?"

„Wie so, allein?"

„Ich frage, ob er diese Strasse allein eingeschlagen habe?"

„Mit einem Lakeien."

„Und der andere Lakei?"

„Der andere Lakei hat seinen Weg fortgesetzt."

„Nach Lyon?"

„Nach Lyon."

„Vortrefflich. Und warum reiset der Edelmann nach Avignon? Ich glaubte, daß er nach Rom ginge. Doch," fuhr Chicot wie mit sich selbst sprechend fort: „ich frage Dich da um Sachen, die Du nicht wissen kannst."

„Allerdings ... weiß ich sie," versetzte Gorenflot. „Ah! Sie wundern sich darüber?"

„Wie, Du weißt sie?"

„Ja, er reiset nach Avignon, weil Seine Heiligkeit, der Papst Gregor XIII., einen Legaten mit ausgedehnter Vollmacht nach Avignon gesendet hat."

„Gut," sagte Chicot, „ich begreife ... und die Maulesel?"

„Die Maulesel waren ermüdet, sie haben sie an einen Pferdehändler verkauft, der sie wieder an die Franziskaner verkaufen will."

„Wie theuer?"

„Fünfzehn Pistolen das Stück."

„Wie haben sie denn ihren Weg fortgesetzt?"

„Auf Pferden, die sie gekauft haben."

„Von wem?"

„Von einem Rittmeister deutscher Reiter, der zur Ergänzung des Pferdestandes sich hier befindet."

„Ventre de biche! Gevatter," rief Chicot aus, „Du bist ein köstlicher Mann, und erst heute erkenne ich Deinen Werth."

Gorenflot warf sich in die Brust.

„Vollende nun das," fuhr Chicot fort, „was Du so gut begonnen hast."

„Was muß ich thun?"

Chicot stieg ab, warf den Zügel dem Arme des Mönches zu, und sagte: „Nimm die beiden Maulesel, und biete sie für zwanzig Pistolen den Franziskanern an; sie schulden Dir den Vorzug."

„Und sie müssen ihn mir geben," — erwiederte

Gorenflot, — „oder ich zeige sie bei ihrem Superior an.“

„Bravo, Gevatter, Du bildest Dich.“

„Ah! wie werden wir aber unsere Reise fortsetzen?“ fragte Gorenflot.

„Zu Pferd, morbleu, zu Pferd.“

„Teufel!“ sagte der Mönch, sich hinter dem Ohre kratzend.

„Geh doch,“ versetzte Chicot, „ein Stallmeister, wie Du.“

„Bah!“ erwiederte Gorenflot, „mit wenig Glück. Doch wo werde ich Sie wieder treffen?“

„Auf dem Marktplatze.“

„Gehen Sie hin, und erwarten Sie mich dort.“

Und der Mönch ging mit einem entschlossenen Schritte auf die Franziskaner zu, während Chicot durch eine Seitenstrasse auf den Hauptplatz des kleinen Marktfleckens kam. Dort fand er in dem Wirthshause zum kühnen Hahne den Rittmeister der deutschen Reiter, der einen lieblichen Wein von Auxerre trank, den die Liebhaber zweiten Ranges mit den Gewächsen von Burgund verwechselten; er zog bei ihm neue Erkundigungen ein, welche in allen Punkten die ihm von Gorenflot gegebenen Aufschlüsse bestätigten. In einem Augenblicke hatte Chicot dem Pferdeergänzer zwei Pferde abgehandelt, die dieser in demselben Momente als unterwegs todt in dem Verzeichnisse in Abgang schrieb, und in Folge dieses Unfalles konnte er Beide für 35 Pistolen

ablassen. Es handelte sich nur mehr um die Preisbestimmung für die Sättel und Zäume, als Chicot den Mönch, der die beiden Sättel auf seinem Kopfe trug, und die beiden Zügel in seinen Händen hielt, aus einer kleinen Seitengasse ausmünden sah.

„O! o!“ sagte er, „was ist dieß, Gevatter?“

„Nun,“ erwiederte Gorenflot, „dieß sind die Sättel und Zäume von unsern Mauleseln.“

„Du hast sie also zurückbehalten, Mönch?“ fragte Chicot mit seinem breiten Lächeln.

„Freilich!“ versetzte der Mönch.

„Und Du hast die Maulesel verkauft?“

„Für zehn Pistolen Jeden.“

„Die man Dir bezahlt hat?“

„Hier ist das Geld.“ — Und Gorenflot ließ seine Tasche voll von Geldstücken aller Art klimpern.

„Ventre de biche!“ rief Chicot aus, „Du bist ein großer Mann, Gevatter.“

„Da sehen Sie, wie ich bin,“ sagte Gorenflot mit einer mäßigen Geckenhaftigkeit.

„An's Werk!“ rief Chicot.

„Ah! aber ich habe Durst,“ äußerte der Mönch.

„Wohlan, trink, während ich unsere Thiere satteln werde; aber nicht zu viel.“

„Eine Flasche.“

„Meinetwegen, eine Fasche.“

Gorenflot trank zwei Flaschen, und brachte Chicot den Rest des Geldes. Chicot kam einen Augenblick auf

den Gedanken, die um den Preis der beiden Flaschen weniger gewordenen zwanzig Pistolen dem Mönche zu lassen; aber er überlegte, daß er von dem Tage an, an welchem Gorenflot zwei Thaler besitzen würde, nicht mehr Herr über ihn wäre. Er nahm also das Geld, ohne daß der Mönch auch nur den Moment der Unschlüssigkeit bemerkte, in der er so eben gewesen war, und schwang sich in den Sattel. Der Mönch machte es eben so, mit Hülfe des Offiziers der deutschen Reiter, welcher ein gottesfürchtiger Mann war, und Gorenflot den Fuß hielt, für welchen Dienst ihm Gorenflot, sobald er auf seinem Pferde saß, seinen Segen gab.

„Das laß ich mir gefallen," sagte Chicot, sein Pferd in Galopp setzend, „das ist ein wohlgesegneter, lustiger Bursche."

Da Gorenflot sein Abendessen vor sich her laufen sah, jagte er sein Pferd der Fährte desselben nach; übrigens machte er Fortschritte in der Reitkunst; anstatt mit der einen Hand die Mähne, und mit der andern den Schweif zu packen, wie er es sonst machte, faßte er mit beiden Händen den Sattelknopf, und ritt mit diesem einzigen Halte so schnell, als Chicot nur immer wollte. Er brachte es darin zuletzt zu einer größeren Thätigkeit, als sein Patron; denn so oft Chicot den Schritt seines Pferdes änderte und mäßigte, setzte der Mönch, dem der Galopp lieber war, als der Trab, seinen Weg fort, seinem Pferde Hurrah zuschreiend. — So edle Anstrengungen verdienten belohnt zu werden;

am folgenden Tage Abends, ein wenig vor Châlons, hatte Chicot den Meister Nicolas David wieder getroffen, immer noch als Lakei verkleidet, den er bis Lyon nicht mehr aus den Augen verlor, durch dessen Thore also alle Drei gegen den Abend des achten Tages nach ihrer Abreise von Paris ritten. Dieß war ungefähr der Moment, da, auf einer entgegengesetzten Strasse fortziehend, Bussy, Sain-Luc und dessen Frau, wie gesagt, im Schlosse Meridor ankamen.

Achtes Kapitel.

Wie Chicot und sein Gefährte den Gasthof zum Schwanen des Kreuzes bezogen, und wie sie dort vom Wirthe empfangen wurden.

Meister Nicolas David, immer noch als Lakei verkleidet, wendete sich gegen den Platz des Terreaux, und wählte den vornehmsten Gasthof des Platzes, welcher jener zum Schwanen des Kreuzes war. Chicot sah ihn hineingehen, und beobachtete eine Weile, um sich zu versichern, daß er darin Platz gefunden habe, und folglich nicht mehr zurückkommen würde.

„Hast Du irgend eine Einwendung gegen den Gasthof zum Schwanen des Kreuzes zu machen?“ fragte der Gascognier seinen Reisegefährten.

„Nicht die geringste,“ antwortete dieser.

„Du wirst also in diesen Gasthof gehen, den Preis

für ein einsames Zimmer erhandeln; Du wirst sagen, daß Du Deinen Bruder erwartest, und auch wirklich auf der Schwelle Deiner Thüre meiner harren; ich werde indessen spazieren gehen, und erst bei stockfinsterer Nacht zurückkehren; bei stockfinsterer Nacht werde ich wieder kommen, und Dich auf Deinem Posten finden, und da Du als Schildwache die Eintheilung des Hauses kennen wirst, kannst Du mich in das Zimmer führen, ohne daß ich auf Leute stosse, die ich nicht sehen will. Begreifst Du?"

„Vollkommen," versetzte Gorenflot.

„Wähle ein geräumiges, heiteres, zugängliches Zimmer, das wo möglich an jenes des Reisenden stoßt, der so eben angekommen ist; auch soll es strassenwärts Fenster haben, damit ich sehe, wer ein- und ausgeht; sprich meinen Namen in keinem Falle aus, und verheiße dem Koche goldene Berge."

„Dieß wird geschehen."

In der That vollzog Gorenflot den Auftrag vortrefflich. Das Zimmer wurde gewählt, die Nacht kam, und nach dem Anbruche der Nacht nahm er Chicot bei der Hand, und führte ihn in das gemiethete Zimmer. Der Mönch, verschmitzt, wie es ein Geistlicher immer ist, wie dumm ihn auch übrigens die Natur mag erschaffen haben, machte Chicot aufmerksam, daß ihr Zimmer, obgleich auf einer andern Flur gelegen, als jenes von Nicolas David, dennoch an dessen Zimmer stosse, und von demselben nur durch eine Scheidewand von Holz und Kalk, leicht zu durchbohren, wenn man dieß wolle, getrennt sey.

Chicot hörte den Mönch mit der größten Aufmerksamkeit an, und Jemand, der den Redner vernommen, und den Zuhörer erblickt hätte, würde das Entzücken des Einen den Worten des Andern haben folgen sehen. Dann, als der Mönch zu sprechen aufhörte, erwiederte Chicot: „Alles, was Du mir so eben gesagt hast, verdient Belohnung; Du wirst heute Abend Xereswein bekommen, Gorenflot; ja Du wirst welchen bekommen, morbleu! oder ich bin nicht Dein Gevatter."

„Den Rausch von diesem Weine kenne ich nicht;" entgegnete Gorenflot, „er muß angenehm seyn."

„Ventre de biche!" versetzte Chicot, indem er vom Zimmer Besitz nahm, „Du wirst ihn in zwei Stunden kennen; ich sag' Dir's." Chicot ließ dem Wirthe rufen.

Man wird vielleicht finden, daß der Erzähler dieser Geschichte, dieselbe, im Gefolge seiner Personen in einer hübschen Zahl von Gasthöfen spielen läßt; darauf wird er antworten, daß es nicht *seine* Schuld sey, wenn seine Personen, die Einen, um den Wünschen ihrer Gebieterin zu dienen, die Andern, um vor dem Zorne des Königs zu fliehen, die Einen gegen Norden, und die Andern gegen Süden ziehen. Nun aber, da er zwischen das Alterthum gestellt ist, welches in Folge seiner brüderlichen Gastfreundschaft keines Wirthshauses bedurfte, und zwischen das moderne Leben, wo das Wirthshaus in eine Wirthstafel sich umgewandelt hat, muß er in den Gasthöfen verweilen, worin die wichti-

gen Scenen seines Buches sich ereignen müssen; übrigens erschienen die Karavanseraien unseres Morgenlandes zu jener Zeit in einer dreifachen Form; die nicht zu verachten war, und in unseren Tagen viel von ihrem Charakter verloren hat; diese dreifache Form war: der Gasthof, das Wirthshaus und die Schenke. Bemerken Sie, daß man hier nicht von jenen angenehmen Badehäusern sprechen, die in unserer Zeit keinen Ersatz finden, und, vom Rom der Kaiser, dem Paris unserer Könige vermacht, vom Alterthume das vielfache Vergnügen ihrer profanen Duldungen entlehnten. Aber diese Anstalten bestanden unter der Regierung des Königs Heinrich III. nur innerhalb der Mauern der Hauptstadt; die Provinz besaß bloß den Gasthof, das Wirthshaus, und die Schenke.

Nun aber sind wir in einem Gasthofe. Dieß ließ der Wirth sehr wohl fühlen, als er Chicot, der ihm, wie gesagt, hatte rufen lassen, antwortete: er möge sich gedulden, indem er mit einem Reisenden spreche, welcher, vor ihm angekommen, das Vorzugsrecht besitze.

Chicot errieth, daß dieser Reisende sein Advokat sey. „Was mögen Sie mit einander sprechen?" fragte Chicot.

„Sie glauben also, daß der Wirth und Ihr Mann Geheimes verhandeln?"

„Ei, Sie sehen es wohl, weil dieses aufgeblasene Gesicht, das wir bemerkt haben, und welches, vermuth' ich, jenes des Wirthes ist . . ."

„Dasselbe,“ sagte der Mönch.

„... Mit einem als Lakei verkleideten Manne sprechen mag.“

„Ah!“ erwiederte der Mönch, „er hat sich umgekleidet; ich hab' ihn gesehen; er ist jetzt ganz schwarz angezogen.“

„Ein Grund mehr,“ sagte Chicot. „Der Wirth ist ohne Zweifel in die Intrigue verwickelt.“

„Wollen Sie, daß ich suche, seine Frau Beichte zu hören?“ fragte Gorenflot.

„Nein,“ antwortete Chicot, „es ist mir lieber, Du machest einen Gang durch die Stadt.“

„Bah! und das Abendessen?“ sagte Gorenflot.

„Ich werde es während Deiner Abwesenheit bereiten lassen; da hast Du einen Thaler, um Dich in Bewegung zu setzen.“

Gorenflot nahm mit Dankbarkeit den Thaler. Der Mönch hatte sich während der Reise schon öfter als einmal solchen halbnächtlichen Ausflügen hingegeben, die er vorzüglich liebte, und unter seinem Titel als Bruder Almosensammler in Paris von Zeit zu Zeit wagte. *)

Aber seit seinem Fortgehen aus dem Kloster waren

---

*) Dann konnte man ihn am Tische vor irgend einem Kruge Wein in den entlegensten Kneipen und in der abscheulichsten Gesellschaft sehen, die man sich möglicherweise denken kann.

A. D.

ihm diese Ausflüge noch viel lieber. Gorenflot athmete nun die Freiheit aus allen Poren, und es war hierin so weit mit ihm gekommen, daß sein Kloster sich seiner Erinnerung schon nur mehr unter dem Anscheine eines Kerkers vergegenwärtigte. Er ging also mit seinem an der Seite aufgeschlagenen Kleide, und mit dem Thaler in der Tasche fort.

Kaum hatte Gorenflot das Zimmer verlassen, als Chicot, ohne einen Augenblick zu verlieren, eine Feile nahm, und auf Augenhöhe ein Loch in die Scheidewand machte. Diese Oeffnung, in der Größe jener eines Blaserohres, erlaubte ihm wegen der Dicke der Bretter nicht, die verschiedenen Theile des Zimmers deutlich zu sehen; doch sein Ohr an dieses Loch schmiegend, vernahm er die Stimmen ziemlich deutlich. Der Zufall wollte jedoch, daß Chicot, in Folge der Stellung der Personen und des Platzes, den sie einnahmen, den Wirth deutlich sehen konnte, der mit Nicolas David plauderte.

Einige Worte, wie gesagt, entgingen Chicot; jedoch genügte das, was er von dem Gespräche auffaßte, ihm zu beweisen, daß David viel mit seiner Treue gegen den König prahlte, indem er sogar von einer ihm von Herrn von Morvilliers anvertrauten Mission sprach. Während er so redete, hörte ihn zwar der Wirth ehrerbietig an, aber mit einem Gefühle, das mindestens Gleichgültigkeit war; denn er antwortete nicht. Chicot glaubte sogar, sey's in seinen Blicken, sey's in der Betonung seiner Stimme, eine ziemlich

markirte Ironie zu bemerken, so oft er den Namen des Königs aussprach.

„Ei! ei!" sagte Chicot; „sollte unser Wirth etwa Liguist seyn? mordieu! ich werde es wohl sehen."

Und da im Zimmer von Meister Nicolas David nichts sehr wichtiges gesprochen wurde, wartete Chicot, bis der Wirth ihn besuchen würde. Endlich ging die Thüre auf. Der Wirth hielt seine Mütze in der Hand; aber er zeigte die nämliche possenhafte Physiognomie, die so eben Chicot aufgefallen war, als er ihn mit dem Advokaten hatte plaudern sehen.

„Setzen Sie sich hier, mein lieber Herr," sagte Chicot zu ihm, „und bevor wir ein bestimmtes Uebereinkommen abschließen, hören Sie gefälligst meine Geschichte." Der Wirth schien diesen Redeeingang ungünstig zu vernehmen, und machte sogar ein Zeichen mit dem Kopfe, daß er zu stehen wünsche.

„Nach Ihrem Belieben, mein lieber Herr," äußerte Chicot.

Der Wirth machte ein Zeichen, welches sagen wollte, daß er, um nach Belieben zu verfahren, von Niemanden Erlaubniß nöthig habe.

„Sie haben mich mit einem Mönche gesehen," fuhr Chicot fort.

„Ja, mein Herr," sagte der Wirth.

„Stille! Sie müssen nichts davon sagen, ... dieser Mönch ist geächtet."

„Bah!" erwiederte der Wirth; „sollte er also irgend ein verkleideter Hugenot seyn?"

Chicot nahm eine Miene beleidigter Würde an. „Hugenot!“ versetzte er mit Eckel, „wer hat denn gesagt Hugenot? Wissen Sie, daß dieser Mönch mein Verwandter ist, und daß ich keine Hugenoten zu Verwandten habe. Gehen Sie doch, wackerer Mann, Sie sollten erröthen, derlei Abscheulichkeiten zu sagen.“

„Ah! mein Herr,“ erwiederte der Wirth, „es giebt deren viele.

„In meiner Familie niemals, Seigneur Wirth. Dieser Mönch ist vielmehr der erbitterste Feind, der jemals gegen die Hugenoten losgelassen wurde, so zwar, daß er bei Seiner Majestät Heinrich III., der sie beschützt, wie Sie wissen, in Ungnade gefallen ist.“

Der Wirth begann ein lebhaftes Interesse an Gorenflot's Verfolgung zu nehmen. „Stille!“ sagte er, einen Finger seinen Lippen nähernd.

„Warum Stille!“ fragte Chicot; „sollten Sie etwa Leute des Königs hier haben?“

„Ich befürchte es;“ antwortete der Wirth mit einem Kopfnicken; „da nebenan ist ein Reisender.“

„In diesem Falle,“ versetzte Chicot, „würden wir uns auf der Stelle flüchten, mein Verwandter und ich; denn geächtet, bedroht ...“

„Und wohin würden Sie gehen?“

„Wir haben einige Adressen, die uns ein befreundeter Wirth gegeben hat, Meister la Hurière.“

„La Hurière?“ Sie kennen la Hurière?“

„St! Sie müssen es nicht sagen; wir haben uns in der Bartholomäusnacht kennen gelernt.“

„Nun seh' ich,“ sagte der Wirth, „daß Sie Beide, Ihr Verwandter und Sie, heilige Leute sind; auch ich kenne la Hurière. Ich hatte sogar Lust, als ich diesen Gasthof kaufte, zum Zeichen der Freundschaft das nämliche Schild zu wählen, wie er: Zum schönen Sterne; allein der Gasthof war unter dem Namen des Gasthofes zum Schwane des Kreuzes bekannt; ich fürchtete, diese Aenderung möchte mir schaden; Sie sagen also, mein Herr, daß Ihr Verwandter ...“

„Die Unvorsichtigkeit begangen hat, gegen die Hugenoten zu predigen, daß er einen ungeheuern Erfolg gehabt, und daß Seine Allerchristlichste Majestät, über diesen Erfolg wüthend, der Ihr die Stimmung der Geister enthüllte, ihn suchte, um ihn einzukerkern.“

„Und dann?“ fragte der Wirth mit einem Tone von Theilnahme, der keine Täuschung gestattete.

„Meiner Treue, ich habe ihn entführt,“ antwortete Chicot.

„Und Sie haben wohlgethan, armer lieber Mann.“

„Herr von Guise hatte mir zwar angeboten, ihn zu beschützen.“

„Wie? Der große Heinrich von Guise? Heinrich der Geschrammte?“

„Heinrich der Heilige.“

„Ja, Sie haben es gesagt, Heinrich der Heilige.“

„Aber ich habe den Bürgerkrieg gefürchtet.“

„Wenn Sie," sagte der Wirth, „zu den Freunden des Herrn von Guise gehören, so kennen Sie dieß."

Und der Wirth gab Chicot eine Art von Maurerzeichen, mittelst dessen die Liguisten sich erkannten. Chicot hatte in der berühmten, im Kloster Sainte-Geneviève verlebten Nacht, nicht nur dieß in seiner Gegenwart zwanzigmal wiederholte Zeichen bemerkt, sondern auch das Zeichen, welches darauf antwortete.

„Parbleu!" sagte er, „und Sie kennen dieses." Und Chicot gab nun das zweite Zeichen.

„Da sich's so verhält," erwiederte der Wirth mit dem völligsten Vertrauen, „so sind Sie hier zu Hause; mein Haus ist das Ihrige; betrachten Sie mich als einen Freund, ich betrachte Sie als einen Bruder, und und wenn Sie kein Geld haben . . ."

„Statt aller Antwort zog Chicot aus seiner Tasche eine Börse, die, obgleich schon ein wenig gelichtet, noch immer eine sehr ehrenwerthe Dickleibigkeit zeigte. Der Anblick einer sehr rundlichen Börse ist immer angenehm, selbst einem großmüthigen Manne, der uns Geld anbietet, und auf diese Art erfährt, daß wir desselben nicht bedürfen, wobei er das Verdienst des Anerbietens behält, ohne nöthig zu haben, es zu vollziehen.

„Gut," sagte der Wirth.

„Ich muß Ihnen bemerken," fügte Chicot bei, „um Sie noch mehr zu beruhigen, daß wir zur Verbreitung des Glaubens reisen, und daß uns unsere Reise von

dem Schatzmeister der heiligen Union bezahlt wird. Nennen Sie uns also einen Gasthof, wo wir nichts zu befürchten haben."

„Morbleu," versetzte der Wirth, „Sie wären nirgends sicherer, als hier, meine Herren; ich sag' Ihnen dieß."

„Aber Sie sprachen eben erst von einem Manne, der nebenan wohne."

„Ja; allein er darf sich gut benehmen; denn sobald ich ihn ein einzigesmal spioniren sehe, so muß er aus dem Hause, so wahr ich Bernouillet heiße."

„Sie heißen Bernouillet?" fragte Chicot.

„Dieß ist mein Name, mein Herr, und unter den Gläubigen, vielleicht nicht unter jenen der Hauptstadt, aber unter jenen der Provinz, bekannt. Ich rühme mich dessen auch. Sprechen Sie ein Wort, ein einziges, und ich weise ihm die Thüre."

„Wozu dieß?" erwiederte Chicot; „im Gegentheile, lassen Sie ihn da, es ist besser, seine Feinde in der Nähe zu haben; man überwacht sie wenigstens."

„Sie haben Recht," sagte der Wirth mit Bewunderung.

„Doch was hat Sie zu glauben veranlaßt, daß dieser Mann unser Feind ist? Ich sage unser Feind," fuhr der Gascognier mit einem zärtlichen Lächeln fort, „weil ich wohl sehe, daß wir Brüder sind."

„O! ja, sehr gewiß, versetzte der Wirth; „was mich veranlaßt, es zu glauben . . ."

„Ich frage Sie darum."

„Ist: weil er als Lakei verkleidet ankam, dann, weil er eine Art von Advokatenkleid angezogen hat; nun aber ist er eben so wenig Advokat als Lakei, indem ich unter einem über einen Stuhl geworfenen Mantel, die Spitze eines langen Raufdegens habe hervorragen sehen. Ferner hat er von dem Könige mit mir gesprochen, wie Niemand davon spricht, endlich, daß er eine Mission von Herrn von Morvilliers habe, der, wie Sie wissen, ein Minister von Nabuchodonosor ist."

„Von Herodes, wie ich ihn heiße."

„Von Sardanapal!"

„Bravo!"

„Ah! ich sehe, daß wir uns verstehen," sagte der Wirth.

„Pardieu!" entgegnete Chicot, „ich bleibe also."

„Ich glaub's wohl."

„Aber kein Wort von meinem Verwandten."

„Pardieu!"

„Auch nicht von mir?"

„Für wen halten Sie mich? Doch stille! da kommt Jemand."

Gorenflot erschien auf der Schwelle.

„O! er ist's, der würdige Mann," rief der Wirth aus. Und er ging zum Mönche, und gab ihm das Zeichen der Liguisten. Dieses Zeichen erfaßte Gorenflot mit Erstaunen und Schrecken.

„Antworten Sie, antworten Sie doch, mein Bruder," sagte Chicot; unser Wirth weiß Alles, und gehört dazu."

„Er gehört dazu," sagte Gorenflot, „zu was gehört er?"

„Zur heiligen Union," erwiederte Bernouillet halblaut.

„Sie sehen wohl, daß Sie antworten können; antworten Sie doch."

Gorenflot antwortete, was den Wirth auf's Höchste erfreute.

„Man hat mir ja Xereswein versprochen," sagte Gorenflot, der dem Gespräche schnell eine andere Wendung zu geben wünschte.

„Xeres, Malaga, Alicante, alle Weine meines Kellers sind zu Ihrer Verfügung, mein Bruder."

Gorenflot ließ seinen Blick vom Wirthe auf Chicot, und von Chicot auf den Wirth schweifen. Er verstand von Allem nichts, was da vorging, und es war offenbar, daß er in seiner ganz mönchischen Demuth erkannte, daß sein Glück weit über seine Verdienste ging. Gorenflot berauschte sich drei Tage nacheinander; am ersten Tage mit Xeres, am zweiten mit Malaga, am dritten mit Alicante; aber er gestand, daß unter allen diesen Räuschen ihm jener vom Burgunder noch der angenehmste schiene, und hielt sich wieder an den Chambertin.

Während der vier Tage, an denen Gorenflot seine weinliebenden Versuche machte, hatte Chicot sein Zimmer nicht verlassen, und den Advokaten Nicolas David vom Abend bis zum Morgen belauert. Der Wirth, welcher diese Absperrung Chicot's dessen Furcht vor dem vermeintlichen Royalisten beimaß, that sein Möglichstes,

diesem tausend Streiche zu spielen. Aber es geschah dort nichts, wenigstens dem Anscheine nach. Nicolas David, der dem Pièrre von Gondy im Gasthofe zum Schwane des Kreuzes Rendez-vous gegeben hatte, wollte seinen provisorischen Aufenthalt aus Besorgniß nicht verlassen, daß der Bote der Herren von Guise ihn nicht finden könnte, so daß er in Gegenwart des Wirthes für Alles unempfindsam schien. Dennoch gewährte Nicolas David, wenn die Thüre hinter Meister Bernouillet sich schloß, Chicot, der von seinem Loche nicht wich, das unterhaltende Schauspiel seiner einsamen Wuth ausbrüche.

Am folgenden Tage nach seiner Einkehr im Gasthofe, da er bereits die bösen Absichten des Wirthes bemerkte, war ihm die Aeußerung entschlüpft, indem er ihm die Faust zeigte, oder vielmehr die Faust der Thüre zeigte, durch welche er hinausgegangen: „Noch fünf oder sechs Tage, Schuft, und Du sollst es mir büßen.“

Chicot wußte genug; er war überzeugt, daß Nicolas David vor dem Empfange einer Antwort des Legaten den Gasthof nicht verlassen würde. Doch bei dem Herannahen des sechsten Tages, welcher der siebente der Ankunft im Gasthofe war, wurde Nicolas David, dem der Wirth, ungeachtet der Einwendungen Chicot's, bedeutet hatte, daß er in Bälde seines Zimmers bedürfe, wurde Nicolas David, sagen wir, krank.

Der Wirth bestand darauf, daß er seine Wohnung verlasse, so lange er noch gehen könnte; der Advokat

verlangte bis zum andern Tage zu bleiben, behauptend, daß er sich am andern Tage gewiß besser befinden würde; am andern Tage war er schlechter. Der Wirth brachte diese Nachricht seinem Freunde, dem Liguisten.

„Wohlan," sagte er, sich die Hände reibend, „unser Royalist, unser Herodesfreund, wird die Admiralsrevue passiren, ran tan plan plan plan plan plan."

Man hieß unter den Liguisten das Hinübergehen aus dieser Welt in die andere: die Admiralrevue passiren. *)

„Bah!" sagte Chicot, „Sie glauben, daß er sterben wird?"

„Ein abscheuliches Fieber, mein lieber Bruder, ein dreitägiges Fieber, ein viertägiges Fieber mit abwechselnden heftigeren Anfällen, die ihn im Bette in die Höhe werfen; die Aerzte kennen sich nicht aus; er hat einen Teufelshunger; er wollte mich erwürgen, und schlägt meine Diener; die Aerzte kennen sich nicht aus."

Chicot sann nach. „Haben Sie ihn gesehen?" fragte er.

„Gewiß, da ich Ihnen sage, daß er mich hat erwürgen wollen."

„Wie sah er aus?"

„Blaß, aufgeregt, mager, wie ein Besessener schreiend.

„Was schrie er?"

„Habt Acht auf den König!" Man will ihm Böses zufügen."

*) Passer la revue de l'admiral.

„Der Elende!"

„Der Schurke! Dann sagt er von Zeit zu Zeit, daß er einen Mann erwartet, der aus Avignon kommt, und daß er diesen Mann vor seinem Tode sehen wolle."

„Sehen Sie es," versetzte Chicot. „Ah! er spricht von Avignon."

„In jeder Minute."

„Ventre de biche!" erwiederte Chicot, indem er seinen Lieblingsfluch entschlüpfen ließ.

„Sagen Sie doch," entgegnete der Wirth, „es wäre drollig, wenn er stürbe."

„Sehr drollig," sagte Chicot, „aber ich möchte nicht, daß er vor der Ankunft des Mannes aus Avignon stürbe."

„Warum dieß? Je früher er sterben wird, desto eher bringen wir ihn vom Halse."

„Ja, aber ich treibe den Haß nicht so weit, die Seele und den Leib verderben zu wollen, und weil dieser Mann aus Avignon kommt, um ihn Beichte zu hören . . ."

„Ei, sehen Sie wohl, daß dieß irgend eine Phantasie seines Fiebers ist, irgend ein Wahn, den ihm die Krankheit in den Kopf gesetzt hat, und daß er Niemand erwartet."

„Bah! wer weiß," erwiederte Chicot.

„Ah! Sie sind eine gute ehrliche Christenhaut," versetzte der Wirth.

„Vergilt Böses mit Gutem, sagt das göttliche Gesetz."

Der Wirth entfernte sich erstaunt.

Gorenflot, der sich von allen diesen Gedanken völlig entfernt hielt, wurde sichtbar dick und fett; nach acht Tagen ächzte die Treppe, welche in sein Zimmer führte, unter seiner Last, und begann, ihn zwischen dem Geländer und der Mauer einzuklemmen, so zwar, daß Gorenflot eines Abends Chicot mit Schrecken eröffnete, daß die Treppe enger geworden sey. Uebrigens beschäftigte ihn weder David, noch die Ligue, noch der beklagenswerthe Zustand, in den die Religion gerathen war; er hatte keine andere Sorge, als die Abwechslung der Küchenzettel, und die verschiedenen Burgundersorten mit den verschiedenen Gerichten in Einklang zu bringen, die er sich auftischen ließ, während der Wirth, so oft er ihn heimkommen oder ausgehen sah, erstaunt wiederholte: „Wer sollte glauben, daß dieser dicke Pater ein Strom von Beredsamkeit wäre."

Neuntes Kapitel.

Wie der Mönch den Advokaten Beichte hörte; und wie der Advokat den Mönch Beichte hörte.

Der Tag, welcher den Gasthof seines Gastes entledigen sollte, kam endlich, oder schien zu kommen. — Meister Bernouillet stürzte in das Zimmer von Chicot

mit einem so unmäßig schallenden Gelächter, daß dieser eine Weile warten mußte, um die Ursache davon zu erfahren.

„Er stirbt!“ rief der liebreiche Wirth aus, er verscheidet, er krepirt endlich!“

„Und darüber können Sie so heftig lachen?“ fragte Chicot.

„Ich glaube wohl, weil der Streich vortrefflich ist.“

„Welcher Streich?“

„Nein. Gestehen Sie, daß Sie ihm denselben gespielt haben, mein Edelmann.“

„Ich, dem Kranken einen Streich?“

„Ja.“

„Um was handelt es sich? Ist ihm etwas widerfahren?“

„Was ihm widerfahren ist? Sie wissen, daß er immer nach seinem Manne von Avignon schrie.“

„Nun denn! Sollte dieser Mann endlich gekommen seyn?“

„Er ist gekommen.“

„Haben Sie ihn gesehen?“

„Parbleu! tritt hier eine einzige Person ein, die ich nicht sehe?“

„Und wie sah er aus?“

„Der Mann von Avignon? Klein, schmächtig und roth.“

„So ist's!“ Diese Worte entschlüpften Chicot.

„Sie sehen wohl, daß Sie ihm denselben geschickt haben, weil Sie ihn wieder erkennen.“

„Der Bote ist gekommen,“ rief Chicot aus, indem er aufstand, und seinen Knebelbart drehte; „ventre de biche, erzählen Sie mir dieß doch, Gevatter Bernouillet.“

„Nichts Einfacheres; um so mehr, da Sie, wenn nicht Sie ihm diesen Streich gespielt haben, mir sagen werden, wer er seyn kann. Vor einer Stunde also hängte ich eine Laterne an einem Fensterladen auf, als ein großes Pferd und ein kleiner Mann vor der Thüre hielten.“

„„Ist Meister Nicolas da?““ — fragte der kleine Mann.

„Sie wissen, daß jener infame Royalist unter diesem Namen sich hat einschreiben lassen.“

„Ja, mein Herr,“ antwortete ich.

„„Sagen Sie ihm dann, daß die Person; die er von Avignon erwartet, angekommen ist.““

„Gerne, mein Herr; aber ich muß Sie von etwas in Kenntniß setzen.“

„„Wovon?““

„Daß Meister Nicolas, wie Sie ihn nennen, stirbt.“

„„Ein Grund mehr, daß Sie meinen Auftrag ohne Säumen vollziehen.““

„Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß er an einem bösartigen Fieber stirbt?“

„„Wahrhaftig,““ erwiederte der Mann, „„in diesem Falle könnte ich Ihnen nicht genug Eile anempfehlen.““

„Wie! Sie beharren darauf?“

„„Ich beharre darauf.““

„Trotz der Gefahr?“

„„Trotz Allem; ich sage Ihnen, daß ich ihn sehen muß.““

„Der kleine Mann wurde ärgerlich, und sprach mit einem gebieterischen Tone, der keine Erwiederung zuließ; ich führte ihn folglich in das Zimmer des Sterbenden.“

„Er ist also noch dort?“ fragte Chicot, die Hand in der Richtung gegen jenes Zimmer ausstreckend.

„Er ist dort; nicht wahr, dieß ist drollig?“

„Ungeheuer drollig,“ antwortete Chicot.

„Welches Unglück, sie nicht hören zu können!“

„Ja, dieß ist ein Unglück.“

„Die Scene muß komisch seyn.“

„Im höchsten Grade; aber was hindert Sie denn, hineinzugehen?“

„Er hat mich fortgeschickt.“

„Unter welchem Vorwande?“

„Unter dem Vorwande, daß er beichten wolle.“

„Was hindert Sie, an der Thüre zu horchen?“

„Sie haben Recht,“ erwiederte der Wirth, zur Thüre hinaus eilend.

Chicot dagegen eilte an seine Oeffnung.

Pierre von Gondy saß am Kopfpfühle des Kranken; allein Beide sprachen so leise, daß Chicot kein einziges Wort von ihrer Unterredung vernehmen konnte. Hätte er auch übrigens diese Unterredung gehört, so

würde er, da sie zu Ende ging, wenig erfahren haben; denn nach fünf Minuten stand Herr von Gondy auf, nahm Abschied vom Sterbenden, und entfernte sich. — Chicot eilte an's Fenster. Ein Lakei, einen Stutzschwanz reitend, hielt das große Pferd, von dem der Wirth gesprochen hatte, am Zügel; einen Augenblick nachher erschien der Gesandte der Herren von Guise, schwang sich in den Sattel, und bog um die Ecke der Gasse, die auf die Landstrasse nach Paris führte.

„Mordieu!" sagte Chicot, „wenn er nur die Genealogie nicht mitnimmt; jedenfalls werde ich ihn immerhin einholen, müßte ich auch zehn Pferde todt jagen, um ihn einzuholen. Doch nein," fuhr er fort, „diese Advokaten sind schlaue Füchse, und vorzüglich der unserige, und ich vermuthe . . . Ja, was wäre denn dieß," sprach er weiter, ohne Zweifel im Geiste seine Idee einer andern anreihend, „ja, was wäre denn dieß? Wo ist denn dieser Schuft Gorenflot?"

In diesem Momente trat der Wirth wieder ein.

„Nun denn?" fragte Chicot.

„Er ist fort," erwiederte der Wirth.

„Der Beichtvater?"

„Der eben so wenig ein Beichtvater ist, als ich."

„Und der Kranke?"

„Er ist nach der Unterredung in Ohnmacht gefallen."

„Sie wissen gewiß, daß er noch immer in seinem Gemache ist?"

„Parbleu! er wird es wahrscheinlich nur verlassen, um sich auf den Kirchhof tragen zu lassen.“

„Gut; gehen Sie, und schicken Sie mir meinen Bruder alsogleich, so bald er kommen wird.“

„Auch wenn er betrunken ist?“

„In welchem Zustande er seyn mag.“

„Es ist also dringend?“

„Es geschieht zum Wohle der Sache.“

Bernouillet entfernte sich eilig; er war ein Mann voll Eifer. Die Reihe, das Fieber zu bekommen, war an Chicot; er wußte nicht, sollte er Gondy nachsetzen, oder in David's Zimmer dringen; war der Advokat so krank, wie der Wirth behauptete, so hatte er wahrscheinlich dem Herrn von Gondy seine Depeschen mitgegeben. Chicot rannte also in seinem Zimmer wie ein Narr auf und ab, schlug sich vor die Stirne, und suchte eine Idee unter den Millionen Kügelchen, die in seinem Gehirne gährten.

Man hörte nichts mehr im Zimmer; von seinem Beobachtungspunkte aus konnte Chicot nur die Ecke des in seine Vorhänge gehüllten Bettes sehen. Plötzlich erscholl eine Stimme auf der Treppe. Chicot bebte; es war jene des Mönches. Gorenflot, vom Wirthe fortgeschoben, der ihn vergebens zum Schweigen bringen wollte, stieg die Treppe stufenweise hinauf, mit weinseliger Stimme singend:

Der Wein
Und Aergers Pein

In meinem Kopfe sich schlagen,
So heftig handgemein,
Wie in des Sturmes Tagen.
Es bleibt des Siegs Genuß
Dem Wein,
So daß des Aergers Pein
Fort muß
Flugs seyn."

Chicot eilte an die Thüre. „Still doch Trunkenbold," rief er.

„Trunkenbold!" sagte Gorenflot, „weil man getrunken hat!"

„Nun, komm her, und Sie, Bernouillet, Sie wissen . . ."

„Ja," versetzte der Wirth, indem er ein Zeichen des Einverständnisses machte, und die Treppe vierstufenweise hinabrannte.

„Komm her, sag' ich Dir," fuhr Chicot fort, den Mönch in sein Zimmer ziehend, „und plaudern wir ernsthaft, wenn Du kannst."

„Parbleu!" erwiederte Gorenflot, „Sie scherzen, Gevatter. Ich bin ernsthaft, wie ein Esel, der trinkt."

„Oder der getrunken hat," entgegnete Chicot, die Achseln zuckend. Dann führte er ihn zu einem Stuhle, auf welchen Gorenflot sich gleiten ließ, ein jubilirendes Ah! ausstossend.

Chicot schloß die Thüre, und kehrte mit einem so ernsten Gesichte zu Gorenflot zurück, daß dieser begriff, es handle sich darum, zu hören.

„Nun, was giebt es wieder?“ fragte der Mönch, wie wenn dieses Wort alle Quälereien in sich schlösse, welche Chicot ihn ausstehen ließ.

„Was es giebt?“ antwortete Chicot sehr rauh; „daß Du nicht genug an die Pflichten Deines Berufes denkst; Du wälzest Dich in der Schwelgerei, Du verfaulest in der Völlerei, und die Religion wird indessen, was sie kann, corboeuf.“

Gorenflot schaute seinen Gefährten mit seinen beiden vor Erstaunen glotzenden Augen an.

„Ich?“ fragte er.

„Ja, Du; schau nur, wie gemein Du aussiehst. Dein Kleid ist zerrissen; Du hast unterwegs gerauft, Dein linkes Auge hat einen schwarzen Ring.“

„Ich,“ versetzte Gorenflot, immer erstaunter über die Vorwürfe, an die Chicot ihn nicht gewöhnt hatte.

„Gewiß; auf Deinen Knien liegt Schmutz, und welcher Schmutz? Weißer Schmutz, was beweiset, daß Du Dich in den Vorstädten betrunken hast.“

„Meiner Treue, das ist wahr,“ erwiederte Gorenflot.

„Unglücklicher! Ein Mönch vom Orden der heiligen Genovefa! Wenn Du ein Franziskaner wärest, ging's noch an.“

„Chicot, mein Freund, ich bin also sehr strafbar,“ sagte Gorenflot ergriffen.

„So, daß Du verdienest, daß das Feuer des Himmels Dich bis zu den Sandalen verzehre; hüte Dich; wenn dieß so fortgeht, verlasse ich Dich.“

„Chicot, mein Freund," versetzte der Mönch, „Du wirst dieß nicht thun."

„Auch in Lyon giebt es Bogenschützen."

„O! Gnade, mein lieber Gönner," stammelte der Mönch, der, nicht zu weinen, sondern wie ein Stier zu brüllen begann.

„Pfui! der häßliche, erzdumme Mensch," fuhr Chicot fort, „und in welchem Momente, ich frage Dich darum, giebst Du Dich solchen Ausschweifungen hin? Während wir einen sterbenden Nachbar haben."

„Es ist wahr," entgegnete Gorenflot mit ganz zerknirschter Miene.

„Laß hören, bist Du ein Christ, ja oder nein?"

„Ob ich ein Christ bin," rief Gorenflot aufstehend aus, „ob ich Christ bin; ich bin's, und dem Papste mit Leib und Seele ergeben; ich würde es auf dem Roste des heiligen Lorenz verkünden." Und mit ausgestrecktem Arme, wie um zu schwören, begann er so zu singen, daß die Fensterscheiben hätten zerspringen mögen:

„Zu seyn ein Christ,
Mein Gut nur ist."

„Genug," sagte Chicot, ihm mit der Hand den Mund verhaltend, „wenn Du ein Christ bist, so laß Deinen Bruder nicht ohne Beichte sterben."

„Recht, wo ist mein Bruder, damit ich ihn Beichte höre?" versetzte Gorenflot, „das heißt: wenn ich werde getrunken haben; denn ich sterbe vor Durst."

Chicot reichte dem Mönche einen Krug voll Wasser, den dieser fast gänzlich leerte.

„Ah! mein Sohn," sagte er, den Krug wieder auf den Tisch stellend, „ich beginne klar zu sehen."

„Das ist sehr gut," antwortete Chicot, entschlossen, diesen hellen Augenblick zu benützen.

„Nun, mein zärtlicher Freund," fuhr der Mönch fort, „wen muß ich Beichte hören?"

„Unsern unglücklichen Nachbar, welcher stirbt."

„Man gebe ihm eine Kanne Honigwein," erwiederte der Mönch.

„Ich sage nicht nein; aber er bedarf mehr des geistlichen Beistandes, als der weltlichen Hülfe. Du wirst ihn besuchen."

„Glauben Sie, daß ich hinlänglich vorbereitet sey, Herr Chicot?" fragte der Mönch furchtsam.

„Du! Ich habe Dich nie so voll Salbung gesehen, als in diesem Augenblicke: Du wirst ihn auf den Weg des Guten zurückführen, wenn er davon abgewichen ist, Du wirst ihn gerade in das Paradies schicken, wenn er den Weg dahin sucht."

„Ich eile hin."

„Warte doch, ich muß Dir andeuten, welchen Gang Du einzuhalten hast."

„Wozu? Man kennt seinen Beruf vielleicht seit zwanzig Jahren des Mönchstandes."

„Ja; allein Du mußt heute nicht bloß Deinen Beruf, sondern auch meinen Willen vollziehen."

„Ihren Willen?“

„Und wenn Du ihn pünktlich vollziehest, hörst Du wohl? hinterlege ich hundert Pistolen für Dich im Fruchthorne, zum Trinken oder zum Essen nach Deiner Wahl.“

„Zum Trinken und zum Essen, das ist mir lieber.“

„Nun denn, meinetwegen, hundert Pistolen, hörst Du? wenn Du jenen würdigen Sterbenden Beichte hörest.“

„Ich werde ihn Beichte hören, oder die Pest ersticke mich. Wie soll ich ihn Beichte hören?“

„Höre. Dein Kleid giebt Dir ein großes Ansehen; Du sprichst im Namen Gottes und im Namen des Königs; Du mußt diesen Mann durch Deine Beredsamkeit zwingen, Dir die Papiere zu verabfolgen, die man ihm so eben aus Avignon gebracht hat.“

„Warum ihn zwingen, mir diese Papiere zu verabfolgen?“

Chicot schaute den Mönch mitleidig an.

„Um tausend Thaler zu bekommen, doppelt erzdummer Mensch!“ sagte er zu ihm.

„Richtig,“ erwiederte Gorenflot; „ich gehe hin.“

„Warte doch; er wird Dir sagen, daß er eben erst gebeichtet habe.“

„Dann, wenn er schon gebeichtet hat?“

„Dann wirst Du ihm antworten, daß er gelogen habe, daß Jener, der aus seinem Zimmer ging, kein Beichtvater sey, sondern ein Ränkeschmid, wie er.“

„Aber er wird böse werden.“

„Was liegt daran, da er stirbt?“

„Richtig.“

„Nachher, Du verstehst, wirst Du von Gott sprechen, Du wirst vom Teufel sprechen, Du wirst sprechen, wovon Du willst; doch auf die eine oder die andere Art wirst Du ihm die Papiere abnehmen, die von Avignon kommen.“

„Und wenn er sie verweigert?“

„Dann wirst Du ihm die Absolution versagen, Du wirst ihn verdammen, Du wirst ihn anathematisiren.“

„Oder ich werde sie ihm mit Gewalt entreißen.“

„Wohlan, auch, meinetwegen; aber sag' an, ist Dein Rausch schon genügend vergangen, um meine Weisungen pünktlich zu vollziehen?“

„Pünktlich, Sie werden sehen.“ — Und mit einer Hand über sein breites Gesicht fahrend, schien er die oberflächlichen Spuren der Trunkenheit daraus zu verwischen; seine Augen wurden ruhig, obwohl man sie mit einiger Aufmerksamkeit verdummt hätte sehen können; sein Mund stammelte nur mehr einige Worte abgebrochen; seine Bewegung wurde nüchtern, obgleich sie noch ein wenig zitternd blieb. Dann schritt er feierlich der Thüre zu.

„Noch einen Augenblick,“ sagte Chicot; „wenn er Dir die Papiere wird gegeben haben, halte sie fest in der einen Hand, und mit der andern klopfe an die Mauer.“

„Und wenn er sie mir verweigert?"

„Dann klopfest Du auch."

„Also in dem einen und in dem andern Falle muß ich klopfen?"

„Ja."

„Das ist gut." Und Gorenflot verließ das Zimmer, während Chicot, einer unbeschreiblichen Gemüthsbewegung preisgegeben, sein Ohr an die Mauer schmiegte, um das mindeste Geräusch zu vernehmen.

Zehn Minuten nachher verkündete ihm das Krachen des Fußbodens, daß Gorenflot bei seinem Nachbar eintrat, und bald sah er in dem Kreise ihn erscheinen, den sein Sehestrahl umfassen konnte. Der Advokat erhob sich in seinem Bette, und sah die sonderbare Erscheinung sich nähern.

„Ei, guten Tag, mein Bruder," sagte Gorenflot, in der Mitte des Zimmers stehen bleibend, und seine Schultern in's Gleichgewicht bringend.

„Was führt Sie hierher, mein Pater?" murmelte der Kranke mit schwacher Stimme.

„Mein Sohn, ich bin ein unwürdiger Mönch; ich erfahre, daß Sie in Gefahr schweben, und ich komme, um mit Ihnen von dem Heile Ihrer Seele zu sprechen."

„Ich danke," erwiederte der Sterbende; „aber ich halte Ihre Sorgfalt für überflüßig. Es geht etwas besser mit mir."

Gorenflot schüttelte den Kopf. „Sie glauben es?" fragte er.

„Ich weiß es gewiß."

„Satans List, der Sie möchte ohne Beichte sterben sehen!"

„Satan wäre geprellt," versetzte der Kranke; „ich habe so eben gebeichtet."

„Wem?"

„Einem würdigen Priester, der von Avignon kommt."

Gorenflot schüttelte wieder den Kopf. „Der ist kein Priester," sagte er.

„Wie? Der ist kein Priester?"

„Nein."

„Woher wissen Sie es?"

„Ich kenne ihn."

„Jenen, der von hier fort ist?"

„Ja," antwortete Gorenflot mit einem Ausdrucke von solcher Ueberzeugung, daß, wie schwierig auch im Allgemeinen die Advokaten aus der Fassung zu bringen seyn mögen, jener verwirrt wurde.

„Nun aber, da es nicht besser mit Ihnen geht," versetzte Gorenflot, „und da dieser Mann kein Priester war, müssen Sie beichten."

„Ich verlange es nicht besser," sagte der Advokat mit einer etwas stärkeren Stimme; „aber ich will beichten, wem ich mag."

„Sie haben keine Zeit, einen Andern holen zu lassen, mein Sohn, und weil ich da bin . . ."

„Wie! ich werde keine Zeit haben," rief der Kranke mit einer Stimme aus, die immer stärker wurde; „wenn

ich Ihnen sage, daß es besser mit mir gehe; wenn ich Ihnen betheuere, daß ich überzeugt bin, davon zu kommen!"

Gorenflot schüttelte zum Drittenmale den Kopf. — „Und ich," entgegnete er mit dem nämlichen Phlegma, „ich betheuere Ihnen meinerseits, daß ich in Bezug auf Sie nichts Gutes voraussehe; Sie sind von den Aerzten, und auch von der göttlichen Vorsehung aufgegeben; es ist grausam, es Ihnen zu sagen, ich weiß es wohl; aber zuletzt kommen wir Alle dahin, sey's ein wenig früher, sey's ein wenig später; es giebt dort eine Wage, die Wage der Gerechtigkeit, und dann ist es tröstend, in diesem Leben zu sterben, weil man in dem andern wieder aufersteht. Pythagoras selbst sagte es, mein Sohn, und war doch nur ein Heide. Nun denn, beichten Sie, mein lieber Sohn."

„Aber ich versichere Ihnen, mein Pater, daß ich mich schon stärker fühle, und dieß ist wahrscheinlich eine Wirkung Ihrer heiligen Gegenwart."

„Irrthum, mein Sohn, Irrthum," beharrte Gorenflot; „im letzten Momente giebt es eine gewaltsame Lebenswiederkehr; das ist die Lampe, die aufflackert, um einen letzten Glanz zu werfen. Wohlan," fuhr der Mönch fort, sich neben das Bett setzend, — „sagen Sie mir Ihre Intriguen, Ihre Complotte, Ihre Umtriebe."

„Meine Intriguen, meine Complotte, meine Umtriebe?" wiederholte Nicolas David, vor dem sonder-

baren Mönche zurückfahrend, den er nicht kannte, und der ihn so gut zu kennen schien.

„Ja," entgegnete Gorenflot, indem er gelassen seine großen Ohren zum Hören neigte, und seine beiden Daumen über seinen ineinandergeschlungenen Händen vereinigte, „dann, wenn Sie mir dieß Alles werden gesagt haben, werden Sie mir die Papiere geben, und Gott vielleicht erlauben, daß ich Sie lossprече."

„Welche Papiere?" rief der Kranke mit einer so starken und so kräftig betonten Stimme aus, wie wenn er in voller Gesundheit gewesen wäre.

„Die Papiere, welche jener angebliche Pater Ihnen aus Avignon gebracht hat."

„Und wer hat Ihnen gesagt, daß dieser angebliche Pater mir Papiere gebracht habe?" fragte der Advokat, indem er ein Bein aus der Decke streckte, und mit einem so anfahrenden Tone, daß er Gorenflot dadurch in dem Beginne von Seligkeit störte, die ihn auf seinem Stuhle einwiegte.

Gorenflot dachte, daß der Augenblick gekommen sey, Ernst zu zeigen. „Jener, der es gesagt hat, weiß, was er sagt," versetzte er; „die Papiere her, die Papiere, oder keine Absolution!"

„Ei, ich kümmere mich um Deine Absolution nicht, Halunke!" rief David aus, indem er aus dem Bette sprang, und Gorenflot an der Kehle packte.

„Ei doch," erwiederte dieser; „haben Sie denn das hitzige Fieber? Sie wollen also nicht beichten?"

Der Daumen des Advokaten, gewandt und kräftig an der Kehle des Mönches angebracht, unterbrach seinen Satz, der durch ein Pfeifen fortgesetzt wurde, das sehr einem Röcheln glich.

„Ich will nun Dich Beichte hören, Belzebubsmönch," rief der Advokat David aus, „und was das hitzige Fieber betrifft, so wirst Du sehen, ob es mich so sehr quält, daß es mich hindert, Dich zu erwürgen."

Bruder Gorenflot war kräftig, aber zum Unglücke eben in jenem Reactionsmomente, wo die Trunkenheit auf das nervöse System wirkt und es lähmet, welches gewöhnlich in demselben Augenblicke geschieht, wo durch eine entgegengesetzte Reaction die geistigen Fähigkeiten wieder Kraft zu gewinnen anfangen. Er vermochte also, alle seine Kräfte zusammenraffend, nur auf seinem Stuhle sich zu erheben, das Hemd des Advokaten mit beiden Händen zu packen, und ihn heftig weit von sich wegzustossen.

Man muß mit Recht erwähnen, daß Bruder Gorenflot, so gelähmt er auch war, Nicolas David so heftig zurückstieß, daß dieser mitten in das Zimmer rollte. — Aber er sprang wüthend empor, und auf jenen langen Degen losspringend, welchen Meister Bernouillet bemerkt hatte, der an der Mauer hinter seinen Kleidern hing, zog er ihn aus der Scheide, und setzte die Spitze desselben dem Mönche auf den Hals, der, von dieser äußersten Anstrengung erschöpft, in seinen Stuhl zurückgesunken war.

„Nun ist's an Dir, zu beichten," sagte er mit einer dumpfen Stimme zu ihm, oder Du mußt sterben!"

Gorenflot, vollkommen seines Rausches ledig durch den unangenehmen Druck dieser kalten Spitze auf seinem Fleische, begriff das Bedenkliche der Lage. „O!" sagte er, „Sie waren also nicht krank, dieser angebliche Todeskampf war also eine Comödie?"

„Du vergissest, daß es nicht an Dir ist zu fragen," antwortete der Advokat, „sondern zu antworten."

„Auf was antworten?"

„Auf das, was ich Dich fragen werde."

„Sprechen Sie!"

„Wer bist Du?"

„Sie sehen es wohl," erwiederte der Mönch.

„Das heißt nicht antworten," sagte der Advokat, den Degen noch einen Grad stärker andrückend."

„Was Teufels, geben Sie doch Acht! Wenn Sie mich tödten, bevor ich Ihnen antworte, werden Sie gar nichts erfahren."

„Du hast Recht; Dein Name?"

„Bruder Gorenflot."

„Du bist also ein wirklicher Mönch?"

„Wie so ein wirklicher Mönch? Ich glaub's wohl."

„Warum befindest Du Dich in Lyon?"

„Weil ich verbannt bin."

„Wer hat Dich in diesen Gasthof geführt?"

„Der Zufall."

„Seit wie vielen Tagen bist Du darin?"

„Seit sechzehn Tagen."

„Warum belauertest Du mich?"

„Ich belauerte Sie nicht."

„Woher wußtest Du, daß ich Papiere empfangen hatte?"

„Weil man es mir gesagt hatte."

„Wer hatte es Dir gesagt?"

„Jener, der mich zu Ihnen geschickt hat."

„Wer hat Dich zu mir geschickt?"

„Dieß kann ich Ihnen nicht sagen."

„Und doch wirst Du es mir sagen."

„O!" rief der Mönch aus. „Vertudieu! Ich rufe, ich schreie!"

„Und ich tödte."

Der Mönch stieß einen Schrei aus; ein Tropfen Blut erschien an der Degenspitze des Advokaten.

„Sein Name?" fragte dieser.

„Ah! meiner Treue, desto schlimmer," äußerte der Mönch; „ich habe gehalten, so lange ich konnte."

„Ja, sprich, Deine Ehre ist geborgen. Jener, der Dich zu mir geschickt hat? ..."

„Ist ..."

Gorenflot zögerte wieder; es fiel ihm schwer, die Freundschaft zu verrathen.

„Sprich doch!" sagte der Advokat, mit dem Fuße stampfend.

„Meiner Treue, desto schlimmer! Chicot ist's."

„Der Narr des Königs?"

„Derselbe.“

„Und wo ist er?“

„Hier bin ich!“ antwortete eine Stimme, und Chicot erschien nun an der Thüre, bleich, ernst, und den bloßen Degen in der Hand.

Zehntes Kapitel.

Wie Chicot, nachdem er ein Loch mit einer Feile gemacht hatte, eines mit seinem Degen machte.

Als Meister Nicolas David denjenigen erkannte, von dem er wußte, daß er sein Todfeind sey, konnte er eine Schreckensregung nicht verhalten. Gorenflot benützte diese Regung, um sich seitwärts zu ziehen, und so von der geraden Linie wegzukommen, die zwischen seinem Halse und dem Degen des Advokaten bestand.

„Zu mir her, theurer Freund,“ rief er, „zu mir her, zu Hülfe, retten Sie mich, machen Sie mich frei, man schneidet mir die Kehle ab!“

„Ah! ah! lieber Herr David,“ sagte Chicot, „Sie also sind es?“

„Ja,“ stammelte David, „ja, ohne Zweifel, ich bin's.“

„Ich bin entzückt, Sie zu treffen,“ erwiederte der Gascognier. Dann wendete er sich zum Mönche, und sagte zu ihm: „Mein guter Gorenflot, Deine Gegenwart

hier war eben erst nöthig, als man den Herrn da für sterbend hielt; jetzt aber, da der Herr sich vortrefflich befindet, bedarf es keines Beichtvaters mehr; er wird es mit einem Edelmanne zu thun haben."

David versuchte ein verachtendes Hohnlächeln.

„Ja, mit einem Edelmanne," fuhr Chicot fort, „und der Sie überzeugen wird, daß er von guter Race ist. Mein lieber Gorenflot," fügte er bei, sich zum Mönche wendend, „erweisen Sie mir das Vergnügen, auf der Flur Schildwache zu stehen, und Jedermann, wer es auch immer sey, zu verhindern, mich in der kurzen Unterredung zu stören, die ich mit diesem Herrn da pflegen werde."

Gorenflot verlangte nichts Besseres, als sich ferne von Nicolas David zu befinden; daher vollbrachte er die Kreiswendung, die er machen mußte, indem er so nahe als möglich an den Mauern sich hinzog; dann, an der Thüre angekommen, stürzte er um hundert Pfund leichter hinaus, als er hereingegangen war. Chicot schloß die Thüre hinter ihm, und schob, immer mit dem nämlichen Phlegma, den Riegel vor.

David hatte anfangs diese Einleitung mit einer Bestürzung beobachtet, die aus dem Unvorhergesehenen der Lage hervorging; aber bald, auf seine wohlbekannte Fertigkeit in den Waffen, und auf den Umstand vertrauend, daß er mit Chicot sich allein befand, sich wieder erholt, und als der Gascognier nach Verschließung der Thüre sich umkehrte, sah er ihn am untern Theile

des Bettes angelehnt, seinen Degen in der Hand, und das Lächeln auf den Lippen.

„Kleiden Sie sich an, mein Herr," sagte Chicot, „ich werde Ihnen die Zeit und Thulichkeit dazu geben, denn ich will keinen Vortheil über Sie haben. Ich weiß, daß Sie ein tüchtiger Fechter sind, und daß Sie den Degen handhaben, wie Leclerc selbst; aber dieß ist mir vollkommen gleich."

David begann zu lachen. „Der Spaß ist gut," entgegnete er.

„Ja," versetzte Chicot, „er scheint mir wenigstens so, weil ich ihn mache, und er wird bald viel besser Ihnen scheinen, der Sie ein Mann von Geschmack sind. Wissen Sie, was ich in diesem Zimmer suche, Meister David?"

„Den Rest der Riemenhiebe, den ich Ihnen im Namen des Herzogs von Mayenne an dem Tage schuldig blieb, an dem Sie so hurtig durch ein Fenster gesprungen sind."

„Nein, mein Herr; ich weiß die Zahl derselben, und werde sie demjenigen wieder erstatten, der sie mir hat geben lassen, seyen Sie unbesorgt. Was ich suche, ist eine gewisse Genealogie, welche Herr Pierre von Gondy, ohne zu wissen, was er trug, nach Avignon getragen, und ohne zu wissen, was er zurückbrachte, eben erst Ihnen zugestellt hat."

David erblaßte. „Welche Genealogie?" fragte er.

„Jene der Herren von Guise, die, wie Sie wissen, in gerader Linie von Karl dem Großen abstammen."

„Ah! ah!" erwiederte David, „Sie sind also ein Spion, mein Herr; ich hielt Sie bloß für einen Narren."

„Lieber Herr David, ich werde, wenn Sie es wollen, in dieser Angelegenheit der Eine und der Andere seyn; Spion, um Sie aufknüpfen zu lassen, und Narr, um darüber zu lachen."

„Mich aufknüpfen lassen!"

„Ohne viele Umstände, mein Herr. Sie haben die Anmassung nicht, enthauptet zu werden, hoff' ich; dieß gehört für die Edelleute."

„Und wie werden Sie dieß anstellen?"

„O! dieß wird sehr einfach seyn; ich werde die Wahrheit erzählen, sonst nichts. Ich muß Ihnen sagen, lieber Herr David, daß ich im vorigen Monate der kleinen, im Kloster Sainte-Geneviève zwischen den erlauchten Herren von Guise und der Frau von Montpensier gehaltenen Zusammenkunft beigewohnt habe."

„Sie?"

„Ja; ich befand mich in einem Beichtstuhle, dem Ihrigen gegenüber; man sitzt darin sehr schlecht, nicht wahr? Um so schlechter, wenigstens was mich betrifft, da ich, um ihn zu verlassen, gezwungen war, bis zum Ende des Ganzen zu warten, und da es bis zum Schlusse sehr lange währte. Ich vernahm also die Reden des Herrn von Monsoreau, des Meisters la Hurière, und eines gewissen Mönches, dessen Namen ich vergessen habe, der mir aber nicht sehr beredt schien.

Ich kenne den Vorfall der Krönung des Herrn von Anjou, die weniger ergötzlich gewesen ist, dagegen aber das kleine Stück drollig; man spielte die Genealogie der Herren von Lothringen, durchgesehen, vermehrt und verbessert von Meister Nicolas David. Dieß war ein sehr drolliges Stück, dem nur das Visa Seiner Heiligkeit fehlte."

„Ah! Sie kennen die Genealogie?" fragte David, mit Mühe sich bezwingend, und zornig seine Lippen beißend.

„Ja," antwortete Chicot, „und ich habe sie unendlich sinnreich gefunden, vorzüglich in Bezug auf das salische Gesetz. Nur ist es ein großes Unglück, so viel Geist zu haben: man bringt sich an den Galgen; daher hab' ich, von einer zärtlichen Theilnahme für einen so sinnreichen Mann ergriffen, bei mir gesagt: Wie? ich sollte diesen braven Herrn David aufknüpfen lassen, einen sehr angenehmen Fechtmeister, einen Advokaten vom ersten Range, zudem einen von meinen guten Freunden, und dieß da ich im Gegentheile ihn nicht nur vom Stricke retten, sondern auch sein Glück machen kann, diesen würdigen Advokaten diesen guten Meister, diesen vortrefflichen Freund, den Ersten, der mir das Maß meines Herzens gegeben hat, indem er das Maß meines Rückens nahm; nein, dieß wird nicht geschehen. Als ich Sie dann von der Reise sprechen hörte, hab' ich den Entschluß gefaßt, da mich nichts zurückhielt, mit Ihnen

zu reisen, das heißt: hinter Ihnen. Sie sind durch das Thor Bordelle ausgeritten, nicht wahr? Ich belauerte Sie; Sie haben mich nicht gesehen; dieß wundert mich nicht, ich war gut versteckt; von diesem Augenblicke an bin ich Ihnen gefolgt, verlor Sie aus dem Auge, holte Sie wieder ein, und gab mir viele Mühe, ich versichere Ihnen; endlich sind wir in Lyon angekommen; ich sage, wir sind, weil ich eine Stunde nach Ihnen den nämlichen Gasthof bezog, wie Sie, nicht bloß den nämlichen Gasthof, wie Sie, sondern auch das Zimmer nebenan; dieses, sehen Sie, das von dem Ihrigen nur durch eine einfache Scheidewand getrennt ist; Sie können sich wohl denken, daß ich, Sie unterwegs nicht aus den Augen verlierend, nicht von Paris nach Lyon gekommen war, um Sie hier aus den Augen zu verlieren. Nein, ich habe ein kleines Loch gebohrt, das mir den Vortheil gewährte, Sie, so oft ich wollte, genau zu beobachten, und ich gestehe, daß ich mir dieses Vergnügen täglich mehrmals verschaffte. Endlich sind Sie krank geworden; der Wirth wollte Ihnen die Thüre weisen; Sie hatten Herrn von Gondy ein Rendez-vous im Schwane des Kreuzes gegeben; Sie fürchteten, er möchte Sie anderswo nicht schnell genug treffen. Dieß war ein Mittel, das mich nur halb täuschte; da Sie jedoch im Grunde wirklich krank seyn konnten, wie wir denn Alle sterblich sind, eine Wahrheit, von der ich Sie gleich nachher zu überzeugen suchen werde, hab' ich Ihnen einen braven Mönch geschickt, meinen Freund,

meinen Gefährten, um Sie zur Reue anzueifern, Sie zur Bekehrung zu ermahnen; doch nun, als ein verhärteter Sünder, der Sie sind, haben Sie ihm mit Ihrem Raufdegen die Kehle abschneiden wollen, vergessend die Lehre des Evangeliums: „„Wer mit dem Schwerte tödtet, kommt durch das Schwert um."" Dann, lieber Herr David, bin ich zu Ihnen gekommen, und habe zu Ihnen gesagt: Nun denn, wir sind alte Bekanntschaften, alte Freunde; bringen wir die Sache miteinander in Ordnung; wohlan, sprechen Sie jetzt, da Sie von Allem in Kenntniß gesetzt sind, wollen Sie die Sache in Ordnung bringen?"

„Und auf welche Art?"

„Auf dieselbe Art, wie sie in Ordnung gebracht worden wäre, wenn Sie wirklich würden krank gewesen seyn, wenn mein Freund Gorenflot Sie Beichte gehört hätte, und Sie ihm die Papiere, welche er verlangte, würden verabfolgt haben. Dann hätte ich Ihnen verziehen, und sogar herzlich gerne ein „in manus" für Sie gesprochen. Nun denn, ich werde gegen den Lebendigen nicht begehrlicher seyn, als gegen den Todten, und was ich Ihnen noch zu sagen habe, ist dieß: Herr David, Sie sind ein vollendeter Mann, die Fechtkunst, die Reitkunst, die Chicane, die Kunst, dicke Börsen in weite Taschen zu stecken, Sie besitzen Alles. Es wäre ärgerlich, wenn ein Mann, wie Sie, plötzlich von der Welt verschwände, worin er ein so schönes Glück zu machen bestimmt ist. Nun denn, lieber Herr David,

machen Sie keine Verschwörungen mehr! Vertrauen Sie mir! Brechen Sie mit den Guises! Geben Sie mir Ihre Papiere, und ich werde Sie, so wahr ich ein Edelmann bin, mit dem Könige aussöhnen!"

„Während dagegen, wenn ich sie Ihnen nicht gebe?" fragte Nicolas David.

„Ah! wenn Sie sie mir nicht geben; das ist etwas Anderes. Auf Edelmannswort, ich werde Sie tödten! Ist dieß nicht immerhin drollig, lieber Herr David?"

„Immer drolliger," antwortete der Advokat, mit seinem Degen spielend.

„Aber wenn Sie sie mir geben," fuhr Chicot fort, wird Alles vergessen seyn; Sie glauben mir vielleicht nicht, lieber Herr David, denn Sie haben ein schlimmes Gemüth, und bilden sich ein, daß mein Gefühl in meinem Herzen verhärtet sey, wie der Rost im Eisen. Nein, ich hasse Sie, das ist wahr, aber ich hasse Herrn von Mayenne mehr, als Sie; geben Sie mir Das, womit ich Herrn von Mayenne in's Verderben stürzen kann, und ich rette Sie; und wollen Sie, daß ich noch einige Worte beifüge, die Sie nicht glauben werden, Sie, der Sie nur sich selbst lieben? Wohlan, hören Sie; ich liebe den König, wie dumm, wie verderbt, wie ausgeartet er auch ist, den König, der mir eine Zuflucht, einen Schutz gegen Ihren blutgierigen Mayenne gegeben hat, der bei Nacht, an der Spitze von fünfzehn Banditen, auf dem Platze des Louvre, einen Edelmann,

der allein ist, meuchelt; Sie wissen, von wem ich sprechen will; von jenem armen Saint-Mégrin; waren Sie nicht unter seinen Henkern? Nein! desto besser; ich glaubte es eben erst, und ich glaub' es jetzt wohl noch mehr. Wohlan, ich will, daß mein armer König Heinrich ruhig regiere, was mit den Mayenne's und den Genealogien von Nicolas David unmöglich ist. Liefern Sie mir also die Genealogie aus, und ich verschweige Ihren Namen und mache Ihr Glück, so wahr ich ein Edelmann bin."

Während dieser langen Darlegung seiner Ideen hatte Chicot, der sie nur zu diesem Zwecke so lang machte, David als intelligenter und entschlossener Mann beobachtet. Während dieser genauen Prüfung sah er die das fahle Auge des Advokaten erweiternde Stahlfiber nicht ein Einzigesmal sich abspannen, nicht ein guter Gedanke erheiterte seine verdüsterten Züge, keine Herzensregung erschlaffte seine den Degen krampfende Hand.

„Wohlan," sagte Chicot, „ich sehe, daß Alles, was ich Ihnen sage, verlorene Beredsamkeit ist, und daß Sie mir nicht glauben; es bleibt mir also ein Mittel, Sie zuvörderst für Ihre alte Unbill gegen mich zu bestrafen, dann die Erde von einem Manne zu befreien, der weder an die Redlichkeit, noch an die Menschenfreundlichkeit glaubt. Ich werde Sie aufknüpfen lassen. — Adieu, Herr David."

Und Chicot machte rückwärts einen Schritt zur Thüre, ohne den Advokaten aus den Augen zu lassen.

Dieser machte einen Sprung vorwärts. „Und Sie glauben, daß ich Sie werde fortgehen lassen?“ rief der Advokat aus; „nein, mein sauberer Spion, nein, Chicot, mein Freund; wenn man Geheimnisse weiß, wie jenes von der Genealogie, stirbt man! Wenn man Nicolas David droht, stirbt man! Wenn man hier eintritt, wie Du eingetreten bist, stirbt man!“

„Sie entsprechen vollkommen meinem Wunsche,“ antwortete Chicot mit der nämlichen Ruhe; „ich war nur unschlüssig, weil ich es gewiß weiß, daß ich Sie tödte. Als Crillon vor zwei Monaten mit mir focht, hat er mich einen besondern, einen einzigen Stoß gelehrt, aber er wird hinreichen, auf meine Ehre. Nun, verabfolgen Sie mir die Papiere,“ fügte er mit einer schrecklichen Stimme bei, „oder ich tödte Sie! Und ich will Ihnen sagen, wie. Ich werde Ihnen die Kehle am nämlichen Orte durchbohren, wo Sie meinem Freunde Gorenflot zur Ader lassen wollten.“

Chicot hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als David mit einem wilden, schallenden Gelächter auf ihn los stürzte; Chicot empfing ihn mit dem Degen in der Faust.

Die beiden Gegner waren ungefähr von gleicher Gestalt; doch Chicot's Kleider versteckten seine Magerkeit, während nichts die lange, dünne und biegsame Gestalt des Advokaten dem Blicke entzog. Er schien eine lange Schlange, so weit reichte sein Arm über seinen Kopf hinaus, so sehr bewegte sich sein behender Degen wie

ein dreifacher Wurfspieß; aber, wie Chicot es ihm ankündigte, er hatte es mit einem scharfen Gegner zu thun; Chicot fast täglich mit dem Könige fechtend, war einer der stärksten Fechter des Königreiches geworden, wovon Nicolas David sich überzeugen konnte, da er immer der Klinge seines Widersachers begegnete, auf welche Art er ihn auch anzugreifen suchte. Er machte einen Rückzugsschritt.

„Ah! ah!“ sagte Chicot, „Sie beginnen zu begreifen, nicht wahr? Wohlan, noch einmal, die Papiere.“

Statt aller Antwort warf sich David von Neuem auf den Gascognier, und ein zweiter Kampf entspann sich, länger und erbitterter, als der erste, obgleich Chicot sich begnügte, zu pariren, und noch keinen Stoß geführt hatte. Dieser zweite Kampf endete, wie der erste, mit einem Rückzugsschritte des Advokaten.

„Ah! ah!“ sagte Chicot, „jetzt kommt die Reihe an mich.“

Und er that einen Schritt vorwärts. Während er ging, machte Nicolas David seine Klinge los, um ihn aufzuhalten. Chicot parirte Prim, liirte den Degen seines Gegners Terz über Terz, und traf diesen an dem Orte, den er ihm zum Voraus bezeichnet hatte: er stieß ihm die Hälfte seines Raufdegens in die Kehle.

„Dieß ist der bewußte Stoß,“ sagte Chicot.

David antwortete nicht; er stürzte vom Stoße zu Chicot's Füßen, einen Mundvoll Blut ausspeiend. Nun machte auch Chicot einen Rückzugsschritt. Wie tödtlich

verwundet eine Schlange ist, kann sie sich noch aufrichten und beißen. Doch David suchte sich, in Folge einer natürlichen Bewegung, zu seinem Bette zu schleppen, wie um noch sein Geheimniß zu vertheidigen.

„Ah!“ rief Chicot, „ich hielt Dich für abgedreht, und Du bist im Gegentheile dumm, wie ein deutscher Reiter. *) Ich wußte den Ort nicht, wo Du Deine Papiere versteckt hattest, und nun zeigst Du ihn mir.“

Und während David in den Convulsionen des Todeskampfes sich krümmte, eilte Chicot zum Bette, hob die Matratze auf, und fand unter dem Kopfpfühle eine kleine Pergamentrolle, welche besser zu verstecken David, in der Unwissenheit des ihm drohenden Unfalles, unterlassen hatte. In demselben Momente, da er das Papier entrollte, um sich zu versichern, daß es das nämliche sey, welches er suchte, erhob sich David wüthend, dann alsogleich wieder zu Boden stürzend, hauchte er den letzten Seufzer aus. . .

Chicot durchlief zuvörderst mit vor Freude und Stolz funkelnden Augen das von Pierre von Gondy aus Avignon gebrachte Pergament. Der Legat des Papstes, treu der Politik des päpstlichen Souverains seit dessen Thronbesteigung, hatte unten hingeschrieben:

---

*) Reître, von dem deutschen Worte „Reiter;“ so nannten die Franzosen die deutschen Reiter im sechzehnten Jahrhunderte.

D. Ueb.

„Fiat ut voluit Deus; Deus jura hominum fecit.“ *)

„Dieser Papst,“ sagte Chicot, „behandelt den Allerchristlichsten König sehr schlecht.“

Und er legte das Pergament sorgfältig zusammen, das er in die sicherste Tasche seines Wammses steckte, das heißt, in jene, die auf seiner Brust ruhte.

Dann nahm er die Leiche des Advokaten, der fast ohne Blut zu vergießen gestorben war, da die Natur der Wunde den Blutfluß auf inwendig beschränkt hatte, legte sie wieder in das Bett, mit dem Gesichte gegen die Wandseite, öffnete die Thüre wieder, und rief Gorenflot.

Gorenflot trat ein. „Wie blaß Sie sind!“ sagte der Mönch.

„Ja,“ erwiederte Chicot, „die letzten Augenblicke dieses armen Mannes haben mir einige Gemüthsbewegung verursacht.“

„Ist er denn gestorben?“ fragte Gorenflot.

„Er hat allen Grund, es zu glauben,“ antwortete Chicot.

„Er befand sich eben erst so wohl.“

„Allzu wohl. Er hat hartverdauliche Sachen essen wollen, und, wie Anacreon, ist er gestorben, weil er nach der Quere verschluckt hat.“

„O! o!“ sagte Gorenflot, „der Spitzbube, der mich

*) Es geschehe, wie Gott gewollt hat; Gott hat die Rechte der Menschen gemacht.“ D. Ueb.

erwürgen wollte, mich, einen Geistlichen; dieß wird ihm Unglück gebracht haben."

„Verzeihen Sie ihm, Gevatter, Sie sind ein Christ."

„Ich verzeihe ihm," versetzte Gorenflot, „obgleich er mir große Furcht eingejagt hat."

„Dieß ist noch nicht Alles," bemerkte Chicot; „Sie müssen Kerzen anzünden, und einige Gebete bei seiner Leiche hermurmeln."

„Warum?"

Dieß war Gorenflot's Wort, man erinnert sich.

„Wie! warum? Um nicht gepackt, und wie ein Mörder in die Stadtgefängnisse geführt zu werden."

„Ich der Mörder dieses Mannes! Gehen Sie doch; er wollte mich erwürgen."

„Mein Gott ja! Und da ihm dieß nicht gelang, hat der Zorn sein Blut in Wallung gebracht; ein Gefäß wird in seiner Brust geborsten seyn, und gute Nacht! Sie sehen wohl, Gorenflot, daß im Grunde Sie die Ursache seines Todes sind. Eine unschuldige Ursache, es ist wahr; aber gleichviel! Bis Ihre Unschuld erkannt würde, könnte man Ihnen ein böses Geschick bereiten."

„Ich glaube, daß Sie Recht haben," entgegnete der Mönch.

„Um so mehr Recht, als es in dieser guten Stadt Lyon einen etwas zähen Offizialen giebt."

„Jesus!" murmelte der Mönch.

„Thun Sie also, was ich Ihnen sage, Gevatter."

„Was muß ich thun?"

„Bleiben Sie hier, sagen Sie mit Salbung alle Gebete her, die Sie wissen, und sogar jene, die Sie nicht wissen, und wird der Abend kommen, und werden Sie allein seyn, so verlassen Sie den Gasthof ohne Langsamkeit und ohne Uebereilung; Sie kennen den Nothstall des Hufschmides, der die Ecke der Straße bildet?"

„Gewiß; denn an demselben hab' ich mir diesen Stoß versetzt," antwortete Gorenflot, sein schwarzgerändetes Auge weisend.

„Rührende Erinnerung! Wohlan, ich werde dafür sorgen, daß Sie dort Ihr Pferd wieder finden, hören Sie? Sie werden es besteigen, ohne Jemanden eine Erklärung zu geben; ferner kennen Sie, so wenig Lust Sie dazu haben, die Straße nach Paris; in Villeneuve-le-Roi werden Sie Ihr Pferd verkaufen, und Panürge wieder nehmen."

„Ah! diesen guten Panürge, Sie haben Recht, ich werde glücklich seyn, ihn wieder zu sehen, ich liebe ihn. Aber," fügte der Mönch mit einem kläglichen Tone bei, „wie werde ich von jetzt an bis dahin leben?"

„Wenn ich gebe, gebe ich," sagte Chicot, „und lasse meine Freunde nicht betteln, wie man es im Kloster Sainte-Geneviève macht; da."

Und Chicot zog aus seiner Tasche eine Handvoll Thaler, die er in die breite Hand des Mönches legte.

„Großmüthiger Mann!" rief Gorenflot zu Thränen

gerührt aus, „lassen Sie mich mit Ihnen in Lyon bleiben. Ich liebe Lyon sehr; es ist die zweite Hauptstadt des Königreiches, und zudem ist die Stadt gastfreundlich."

„So begreife doch etwas, dreifach erzdummer Mensch! ich bleibe ja nicht hier, ich reise ja, und zwar so eilig, daß ich Dich nicht verbindlich mache, mir zu folgen."

„Ihr Wille geschehe, Meister Chicot," versetzte Gorenflot resignirt.

„Das laß ich mir gefallen!" sagte Chicot, „nun bist Du, wie ich Dich gerne sehe, Gevatter."

Und er wies den Mönch neben dem Bette an, ging zum Wirthe hinab, und sagte, ihn bei der Hand nehmend: „Meister Bernouillet, ohne daß Sie es vermuthen, ist ein großes Ereigniß in Ihrem Hause geschehen."

„Bah!" antwortete der Wirth mit bestürzten Augen, „was giebt es denn?"

„Jener wüthende Royalist, jener Verächter der Religion, jener abscheuliche Begünstiger der Hugenoten..."

„Nun?"

„Nun!" er hat diesen Morgen den Besuch eines Boten aus Rom erhalten."

„Ich weiß es wohl, da ich es Ihnen gesagt habe."

„Nun denn! unser heiliger Vater, der Papst, dem alle zeitliche Gerechtigkeit in dieser Welt übertragen ist, wie alle ewige Gerechtigkeit in der andern, unser heiliger Vater, der Papst, schickte ihn unmittelbar an den

Verschwörer; nur, aller Wahrscheinlichkeit nach, vermuthete der Verschwörer nicht, zu welchem Zwecke."

„Und zu welchem Zwecke schickte er ihn?"

„Gehen Sie in das Zimmers Ihres Gastes hinauf, Meister Bernouillet, heben Sie ein wenig seine Decke empor, schauen Sie ihn in der Gegend des Halses an, und Sie werden es erfahren."

„Holla! Sie erschrecken mich."

„Mehr sag ich Ihnen hierüber nicht. Diese Gerechtigkeit ist bei Ihnen vollzogen worden, Meister Bernouillet. Der Papst erweiset Ihnen dadurch eine sehr große Ehre."

Dann drückte Chicot zehn Goldthaler in die Hand seines Wirthes und ging in den Stall, aus dem er die beiden Pferde führen ließ.

Inzwischen war der Wirth hurtiger als ein Vogel über seine Treppe hinaufgeeilt, und in das Zimmer von Nicolas David getreten. Dann näherte er sich dem Bette, und hob, der erhaltenen Weisung gemäß, die Decke auf. Die Wunde befand sich zwar noch roth an dem bezeichneten Orte, aber der Leib war schon kalt.

„Also mögen alle Feinde der heiligen Religion sterben," sagte er, „Gorenflot ein Zeichen des Einverständnisses gebend.

„Amen!" antwortete der Mönch.

Diese Ereignisse geschahen ungefähr zur selben Zeit, da Bussy Diane von Meridor wieder in die Arme des alten Barones legte, der sie für todt hielt.

Eilftes Kapitel.

Wie der Herzog von Anjou erfährt, daß Diane von Meridor nicht todt sey.

Inzwischen waren die letzten Apriltage gekommen. Die große Cathedrale von Chartres war weiß ausgeschlagen, und Laubgewinde auf den Pfeilern ... man hat aus der Jahreszeit unserer Geschichte ersehen, daß Laubwerk noch zu den Seltenheiten gehörte ... und Laubgewinde auf den Pfeilern, sagen wir, ersetzten die abwesenden Blumen.

Der König, mit nackten Füssen, wie er vom Thore von Chartres an gegangen war, stand mitten im Schiffe der Kirche aufrecht, von Zeit zu Zeit umherschauend, ob alle seine Höflinge und alle seine Freunde sich getreulich eingefunden. Aber die Einen, durch das Strassenpflaster geschunden, hatten ihre Schuhe wieder angezogen; die Andern, hungrig oder müde, ruhten oder speiseten in irgend einem Gasthofe am Wege, in den sie sich eingeschmuggelt, und nur eine kleine Anzahl hatte den Muth gehabt, in der Kirche auf den feuchten Steinplatten zu bleiben, mit den nackten Beinen unter ihren langen Büßergewändern. Die religiöse Ceremonie, bestimmt, der Krone Frankreich einen Erben zu geben, wurde vollzogen; die beiden Hemden Unserer Lieben Frau, deren Zeugungsvermögen, im Hinblicke auf die große Menge von ihnen bewirkter Wunder, nicht konnte

bezweifelt werden, waren aus ihren goldenen Reliquienkästchen gezogen worden, und dem zu dieser Feierlichkeit in Menge herbeigeeilten Volke vergingen die Augen vor dem Feuer der Strahlen, die aus dem Tabernakel blitzten, als die beiden Tuniken aus demselben genommen wurden.

Heinrich III. hörte in diesem Augenblicke inmitten des allgemeinen Schweigens ein sonderbares Geräusch, ein Geräusch, das einem erstickten schallenden Gelächter glich, und er suchte aus Gewohnheit mit den Augen, ob Chicot nicht da sey; denn es dünkte ihm, daß nur Chicot die Keckheit haben könnte, in einem solchen Momente zu lachen. Chicot war's jedoch nicht, der bei dem Anblicke der zwei heiligen Tuniken gelacht hatte; denn Chicot, ach! war abwesend, was den König sehr betrübte, der, wie man sich erinnert, auf dem Wege nach Fontainebleau ihn aus den Augen verloren, und seitdem von ihm nicht mehr sprechen gehört hatte. Es war ein Reiter, der sein noch dampfendes Pferd an die Kirchenthüre geführt, und sich mit seinen staubbedeckten Kleidern und Stiefeln mitten durch die Höflinge einen Weg gebahnt hatte, welche in ihren Büßergewändern stacken, oder Säcke über ihre Köpfe zogen, doch in dem einen und in dem andern Falle mit nackten Füssen. Als er den König sich umwenden sah, blieb er herzhaft und mit dem Anscheine von Ehrfurcht in der Emporkirche stehen; denn dieser Reiter war ein Hofmann; dieß erkannte man mehr an seiner Haltung, als an der

Eleganz der Kleider, die er trug. Heinrich, mißvergnügt, diesen so spät angekommenen Cavalier, so viel Lärm veranlassen, und seine Kleider gegen die für diesen Tag vorgeschriebene mönchische Tracht so grell abstechen zu sehen, warf ihm einen Blick des Vorwurfes und Aergers zu. Der eben Angekommene schien es nicht zu bemerken, und über einige Steinplatten, in welche Bildnisse von Bischöfen gemeißelt waren, mit klappenden Zugbrückenschuhen (eine damalige Mode) schreitend, kniete er neben den Sammetstuhl des Herrn Herzogs von Anjou hin, welcher, viel mehr in seine Gedanken als in seine Gebete vertieft, dem, was um ihn her vorging, nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenkte. Als er jedoch die Berührung dieser neuen Person spürte, kehrte er sich rasch um, und rief halblaut aus: „Bussy!"

„Guten Morgen, Monseigneur," antwortete der Edelmann, wie wenn er den Herzog erst seit dem vorigen Tage verlassen hätte, und seit dieser Trennung von ihm nichts Wichtiges vorgefallen war.

„Bist Du denn toll," sagte der Prinz?

„Wie so, Monseigneur?"

„Weil Du, gleichviel welchen Ort, wo Du warest, verläßest, und nach Chartres kamst, um die Hemden Unserer Lieben Frau zu sehen."

„Monseigneur," erwiederte Bussy, „es geschah, weil ich unverzüglich mit Ihnen sprechen muß."

„Warum bist Du nicht eher gekommen?"

„Wahrscheinlich, weil dieß unmöglich war."

„Aber was ist seit bald drei Wochen Deines Verschwindens vorgefallen?"

„Das eben ist's, worüber ich mit Ihnen zu sprechen habe."

„Bah! Du wirst wohl warten, bis wir die Kirche verlassen haben."

„Ach! ich muß wohl, und das gerade ist's, was mich ärgert."

„St! es ist zu Ende; gedulde Dich, und wir werden miteinander in meine Wohnung zurückkehren."

„Ich rechne darauf, Monseigneur."

Wirklich hatte der König über sein Hemd von feiner Leinwand das ziemlich grobe Hemd von Unserer Lieben Frau angezogen, und die Königin war mit Hülfe ihrer Frauen beschäftiget, es eben so zu machen. Dann kniete sich der König nieder, die Königin ahmte ihm nach; Jedes von Beiden blieb einen Augenblick unter einem großen Thronhimmel, herzenseiferig betend, indessen die Anwesenden, um dem Könige den Hof zu machen, mit der Stirne den Boden berührten. Hierauf erhob sich der König wieder, zog seine heilige Tunika aus, grüßte den Erzbischof, grüßte die Königin, und schritt der Thüre der Cathedrale zu. Doch auf dem Wege dahin blieb er stehen; er hatte Bussy erblickt.

„Ah! mein Herr," sagte er, „es scheint, daß unsere Andachtsübungen nicht nach Ihrem Geschmacke sind; denn Sie können sich nicht entschließen, Gold und Seide

abzulegen, während Ihr König grobes Wollentuch und Sarsche trägt."

„Sire," antwortete Bussy mit Würde, aber aus Unlust an der Anrede erbleichend, „Niemand nimmt sich den Dienst Eurer Majestät so zu Herzen, wie ich, selbst unter jenen, deren Kutten die unscheinbarsten, und deren Füsse am meisten zerrissen sind; aber ich komme von einer langen und ermüdenden Reise an, und habe die Abreise Eurer Majestät nach Chartres erst heute früh erfahren. Ich habe also zweiundzwanzig Meilen in fünf Stunden gemacht, Sire, um Eure Majestät einzuholen; dieß ist der Grund, warum mir die Zeit gefehlt hat, die Kleider zu wechseln, was übrigens Eure Majestät nicht bemerkt hätten, wenn ich, anstatt zu kommen, um meine Gebete demüthig mit den Ihrigen zu vereinigen, in Paris geblieben wäre."

Der König schien von diesem Grunde ziemlich befriediget; aber nach einem Blicke auf seine Freunde, von denen Einige bei Bussy's Worten die Achseln gezuckt hatten, fürchtete er, sie zu kränken, wenn er den Edelmann seines Bruders freundlich ansähe, und ging weiter.

Bussy ließ den König vorübergehen, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ei doch," sagte der Herzog, „siehst Du denn nicht?"

„Was?"

„Daß Schomberg, Quélus und Maugiron bei Deiner Entschuldigung die Achseln gezuckt haben."

„Allerdings, Monseigneur, ich hab' es sehr gut gesehen," erwiederte Bussy ganz ruhig.

„Nun denn?"

„Nun denn! Glauben Sie, daß ich meines Gleichen, oder beinahe meines Gleichen, in einer Kirche die Kehle abschneiden werde? Dazu bin ich ein allzu guter Christ."

„Ah! sehr gut," sagte der Herzog von Anjou erstaunt; „ich glaubte, Du hättest nicht gesehen, oder nicht sehen wollen."

Nun zuckte Bussy die Achseln, und sagte, bei dem Ausgange aus der Kirche, den Prinzen bei Seite nehmend: „In Ihre Wohnung, nicht wahr, Monseigneur?"

„Sogleich; denn Du mußt mir viele Dinge zu erzählen haben."

„Ja, wahrhaftig, Monseigneur, und Dinge, die Sie nicht vermuthen, dessen bin ich gewiß."

Der Herzog schaute Bussy mit Erstaunen an.

„So ist's," sagte Bussy.

„Wohlan, laß mich nur vom Könige Abschied nehmen, dann gehör' ich Dir."

Der Herzog nahm Abschied von seinem Bruder, der, ohne Zweifel durch eine ganz besondere Gnade Unser Lieben Frau zur Nachsicht gestimmt, dem Herzoge von Anjou die Erlaubniß gab, nach Paris zurückzukehren, wann es ihm beliebe. Dann kam er eiligst wieder zu Bussy, schloß sich mit ihm in eines der Gemächer des Hôtels ein, das ihm zur Wohnung angewiesen war, und sagte: „Laß hören, Gefährte, setze Dich hierher,

und erzählte mir Dein Abenteuer; weißt Du, daß ich Dich für todt gehalten habe?"

„Ich glaub's wohl, Monseigneur."

„Weißt Du, daß der ganze Hof aus Freude über Dein Verschwinden weiße Kleider angezogen, und gar manche Brust zum Erstenmale, seitdem Du einen Degen halten kannst, frei geathmet hat; doch es handelt sich nicht darum; laß hören; Du hast mich verlassen, um einer schönen Unbekannten nachzusetzen! Wer war diese Dame, und was darf ich hoffen?"

„Sie dürfen ernten, was Sie gesäet haben, Monseigneur, das heißt: viel Schmach!"

„Was beliebt?" sagte der Herzog, noch erstaunter über diese seltsamen Worte, als über Bussy's unehrerbietigen Ton.

„Monseigneur haben gehört," erwiederte Bussy kalt, „es ist also überflüßig, daß ich wiederhole."

„Erklären Sie sich, mein Herr, und überlassen Sie Chicot die Räthsel und Anagramme."

„O! nichts Leichteres, Monseigneur, und ich werde mich begnügen, hiewegen auf Ihre Erinnerung mich zu berufen."

„Aber wer ist diese Dame?"

„Ich glaubte, daß Monseigneur sie erkannt hätten."

„Sie also ist's?" rief der Herzog aus.

„Ja, Monseigneur."

„Du hast sie gesehen?"

„Ja."

„Du hast mit ihr gesprochen?"

„Allerdings, nur die Gespenster sprechen nicht. — Demnach hatten Monseigneur vielleicht das Recht, sie für todt zu halten, und die Hoffnung, daß sie es wäre."

Der Herzog erblaßte, und blieb wie vernichtet durch die Härte der Worte Desjenigen, der sein Wohldiener hätte seyn sollen.

„Wohlan, ja, Monseigneur," fuhr Bussy fort, „obgleich Sie ein junges Mädchen von edler Abkunft zum Märtyrerthume getrieben haben, ist dieses junge Mädchen doch dem Märtyrerthume entgangen; aber athmen Sie noch nicht leicht, und halten Sie sich noch nicht für absolvirt, denn, das Leben bewahrend, hat sie ein größeres Unglück gefunden, als den Tod."

„Was ist's denn, und was ist ihr begegnet?" fragte der Herzog ganz zitternd.

„Monseigneur, es ist ihr begegnet, daß ein Mann ihr die Ehre geborgen, daß ein Mann ihr das Leben gerettet hat; aber dieser Mann hat sich seinen Dienst so theuer bezahlen lassen, daß es zu bedauern ist, daß er ihn geleistet hat."

„Vollende, laß hören!"

„Nun denn, Monseigneur, das Fräulein von Meridor, um den schon ausgestreckten Armen des Herrn Herzogs von Anjou zu entgehen, dessen Mätresse sie nicht werden wollte, hat sich in die Arme eines Mannes geworfen, den sie verabscheut."

„Was sagst Du?"

„Ich sage, daß Diane von Meridor jetzt Frau von Monsoreau heißt."

Bei diesen Worten, anstatt der Blässe, die gewöhnlich die Wangen von Franz bedeckte, strömte das Blut so heftig in sein Gesicht zurück, daß man hätte glauben mögen, es würde aus seinen Augen schießen.

„Um's Blut Christi willen," rief der Prinz wüthend aus, „ist dieß auch ganz wahr?"

„Pardieu! da ich es sage," antwortete Bussy mit seiner stolzen Miene.

„Nicht dieß wollte ich damit sagen," versetzte der Prinz, „und ich hegte keinen Verdacht gegen Ihre Loyalität, Bussy; ich fragte mich nur, ob es möglich wäre, daß Einer von meinen Edelleuten, ein Monsoreau, die Verwegenheit gehabt hätte, gegen meine Liebe eine Dame zu beschützen, die ich mit meiner Liebe beehrte."

„Und warum nicht?" fragte Bussy.

„Du hättest also gethan, was er gethan hat?"

„Ich hätte Besseres gethan, Monseigneur; ich würde Sie in Kenntniß gesetzt haben, daß Ihre Ehre sich verirre."

„Einen Moment, Bussy," sagte der Herzog, wieder ruhig geworden, „hören Sie, wenn es Ihnen beliebt, Sie begreifen, mein Lieber, daß ich mich nicht rechtfertige."

„Und Sie haben Unrecht, mein Prinz, denn Sie sind jedesmal, wenn es sich um Biederkeit handelt, nur ein Edelmann."

„Wohlan, aus diesem Grunde geschieht's, daß ich Sie bitte, der Richter des Herrn von Monsoreau zu seyn.“

„Ich?“

„Ja, und mir zu sagen, ob er nicht ein Verräther ist, ein Verräther gegen mich?“

„Gegen Sie?“

„Gegen mich, da er meine Absichten kannte.“

„Und die Absichten Eurer Hoheit waren . . .“

„Ohne Zweifel, Dianens Liebe zu erwerben.“

„Liebe zu erwerben?“

„Ja, aber in keinem Falle Gewalt zu gebrauchen.“

„Dieß waren Ihre Absichten, Monseigneur?“ fragte Bussy mit einem ironischen Lächeln.

„Allerdings, und diese Absichten hab' ich bis zum letzten Augenblicke gehegt, obgleich Herr von Monsoreau sie mit der ganzen Logik, deren er fähig war, bekämpft hat.“

„Monsoreau! Monseigneur! was sprechen Sie da? Dieser Mann hat Sie angereizt, Dianen zu entehren?“

„Ja.“

„Durch seine Rathschläge?“

„Durch seine Briefe. — Willst Du einen davon sehen?“

„O!“ rief Bussy aus, „wenn ich dieß glauben könnte!“

„Warte eine Secunde, Du wirst sehen!“

Und der Herzog eilte zu einem kleinen Kästchen, welches immer ein Page in seinem Cabinete bewachte,

und zog einen Brief daraus hervor, den er Bussy mit den Worten gab: „Lies, weil Du am Worte Deines Prinzen zweifelst.“

Bussy nahm den Brief mit einer vor Zweifel zitternden Hand, und las:

„Monseigneur!

„Eure Hoheit mögen sich beruhigen: Dieser Handstreich wird ohne Wagniß geschehen; denn die junge Person reiset heute Abend ab, um acht Tage bei einer Tante zu verleben, die im Schlosse Lude wohnt; ich übernehme also diese Sache, und Sie haben nicht nöthig, sich darum zu bekümmern. Die Bedenken des Fräuleins betreffend, werden dieselben verschwinden, sobald sie sich in der Gegenwart Eurer Hoheit befinden wird; inzwischen handle ich . . . und heute Abend . . . wird sie im Schlosse Beaugé seyn.

„Eurer Hoheit ehrfurchtsvollster Diener

„Bryant von Monsoreau.“

„Wohlan, was sagst Du dazu, Bussy?“ fragte der Prinz, nachdem der Edelmann den Brief zum Zweitenmale gelesen hatte.

„Ich sage, daß Sie gut bedient sind, Monseigneur.“

„Das heißt, im Gegentheile, daß ich verrathen bin.“

„Ah! richtig! ich vergaß die Folge.“

„Er hat nach seinem Vortheile gehandelt, der Elende! Er ließ mich an den Tod einer Dame glauben.“

„Die er Ihnen stahl; in der That, dieser Zug ist

schändlich. Doch," fügte Bussy mit einer beißenden Ironie bei, „die Liebe des Herrn von Monsoreau ist eine Entschuldigung."

„Ah! Du glaubst," sagte der Herzog mit seinem griesgrämlichsten Lächeln.

„Ei!" erwiederte Bussy, „ich hege hierüber keine Meinung; ich glaube es, wenn Sie es glauben."

„Was würdest Du an meiner Stelle thun? Doch warte zuvörderst; was hat er selbst gethan?"

„Er hat dem Vater des jungen Mädchens den Glauben beigebracht, daß Sie der Entführer waren. Er hat sich zum Beistande anerboten; er ist mit einem Briefe des Barons von Meridor in das Schloß Beaugé gekommen; zuletzt hat er eine Barke den Fenstern des Schlosses genähert, und die Gefangene entführt; dann, sie in das Haus einsperrend, das Sie kennen, sie von Schrecken zu Schrecken so weit getrieben, seine Frau zu werden."

„Und ist dieß nicht eine infame Treulosigkeit?" rief der Herzog aus.

„Durch die Ihrige geschützt, Monseigneur," antwortete der Edelmann mit seiner gewöhnlichen Kühnheit.

„Ah! Bussy, Du wirst sehen, ob ich mich zu rächen weiß!"

„Sie sich rächen! Gehen Sie doch, Monseigneur, Sie werden so etwas nicht thun."

„Warum?"

„Die Prinzen rächen sich nicht, Monseigneur, sie strafen. Sie werden diesem Monsoreau seine Niederträchtigkeit vorwerfen, und ihn strafen."

„Und auf welche Art?"

„Dem Fräulein von Meridor das Glück zurückgebend."

„Und kann ich's?"

„Gewiß."

„Wie so?"

„Indem Sie ihr die Freiheit wieder geben."

„Laß hören, erkläre Dich!"

„Nichts Leichteres; die Heirath war gezwungen, die Heirath ist also nichtig."

„Du hast Recht."

„Lassen Sie also die Heirath für null und nichtig erklären, Monseigneur, und Sie werden als ein würdiger Edelmann und als ein edler Prinz gehandelt haben."

„Ah! ah!" sagte der Prinz argwöhnisch, „welcher Eifer! Dieß interessirt Dich also, Bussy?"

„Mich? Nicht im Mindesten von der Welt; was mich interessirt, Monseigneur, ist: daß man nicht sage, Ludwig von Clermont, Graf von Bussy, diene einem arglistigen Prinzen und einem Manne ohne Ehre."

„Wohlan, Du wirst sehen. Aber wie läßt sich diese Ehe aufheben?"

„Nichts Leichteres; indem man den Vater handeln läßt."

„Den Baron von Meridor?“

„Ja.“

„Er ist aber tief in Anjou.“

„Er ist hier, Monseigneur, das heißt: in Paris.“

„Bei Dir?“

„Nein, bei seiner Tochter. Sprechen Sie mit ihm, Monseigneur; er möge auf Sie rechnen können; anstatt in Eurer Hoheit das zu sehen, was er bisher in Ihnen gesehen hat, nämlich einen Feind, sehe er in Ihnen einen Beschützer, und Derjenige, der Ihren Namen verfluchte, wird Sie als seinen guten Genius anbeten.“

„Er ist ein mächtiger Seigneur in seinem Lande,“ sagte der Herzog, „und man versichert, daß er in der ganzen Provinz sehr einflußreich sey.“

„Ja, Monseigneur; wessen Sie jedoch vor Allem eingedenk seyn müssen, besteht darin, daß er Vater, daß seine Tochter unglücklich, und daß er wegen des Unglückes seiner Tochter unglücklich ist.“

„Und wann könnte ich ihn sehen?“

„Gleich nach Ihrer Rückkehr nach Paris.“

„Gut.“

„Es bleibt also dabei, nicht wahr, Monseigneur?“

„Ja.“

„So wahr Sie ein Edelmann sind?“

„So wahr ich ein Prinz bin.“

„Und wann reisen Sie?“

„Heute Abend; wartest Du auf mich?“

„Nein, ich eile voraus.“

„Geh', und halte Dich bereit."

„Ganz zu Ihren Diensten, Monseigneur. Wo werde ich Eure Hoheit wieder treffen?"

„Bei dem Lever *) des Königs, morgen, gegen Mittag."

„Ich werde dort seyn, Monseigneur; leben Sie wohl!"

Bussy verlor keinen Augenblick, und den Weg, welchen der Herzog in seiner Sänfte schlafend machte, und wozu er fünfzehn Stunden brauchte, durchjagte der junge Mann, der mit einem von Liebe und Freude geschwellten Herzen nach Paris zurückkam, in fünf Stunden, um früher den Baron zu trösten, dem er Beistand versprochen hatte, und Dianen, der er die Hälfte ihres Lebens bringen wollte.

Zwölftes Kapitel.

Wie Chicot in das Louvre zurückkam, und vom Könige Heinrich III. empfangen wurde.

Alles schlief im Louvre, denn es war erst eilf Uhr Morgens; die Schildwachen des Hofes schienen vorsichtig zu gehen, die Reiter, welche die Wache ablöseten, ritten im Schritte. Man ließ den von seiner Wall-

*) Die Aufwartung des Morgens an Höfen.
D. Ueb.

fahrt ermüdeten König ausruhen. Zwei Männer kamen zu gleicher Zeit am Hauptthore des Louvre an; der Eine auf einem Barber von unvergleichlichem Feuer; der Andere auf einem ganz von Schaum flockichten Andalusier. Sie hielten nebeneinander am Thore, und schauten sich an; denn, von zwei entgegengesetzten Seiten gekommen, trafen sie sich erst da.

„Herr von Chicot," rief der Jüngere von Beiden aus, mit Artigkeit grüßend, „wie befinden Sie sich diesen Morgen?"

„Ei, das ist der Seigneur von Bussy. Vortrefflich, mein Herr," antwortete Chicot mit einem ungezwungenen Anstande, und mit einer Höflichkeit, die wenigstens eben so gut den Edelmann bewährten, als Bussy's Gruß den großen Seigneur und den feinen Mann.

„Sie kommen zum Lever des Königs, mein Herr?" fragte Bussy.

„Und Sie auch, vermuth' ich."

„Nein. Ich komme, um Monseigneur den Herzog von Anjou zu begrüßen. Sie wissen, Herr von Chicot," fügte Bussy lächelnd bei, „daß ich das Glück nicht habe, zu den Lieblingen Seiner Majestät zu gehören?"

„Dieß ist ein Vorwurf, den ich dem Könige machen werde, und nicht Ihnen, mein Herr."

Bussy verbeugte sich.

„Und Sie kommen weit her?" fragte Bussy. „Es hieß, Sie wären verreiset?"

„Ja, mein Herr, ich jagte," versetzte Chicot. „Doch was Sie betrifft, reiseten Sie nicht auch?"

„In der That, ich habe einen Ausflug in die Provinz gemacht; nun, mein Herr," fuhr Bussy fort, „möchten Sie nicht die Güte haben, mir eine Gefälligkeit zu erweisen?"

„Wie doch! jedesmal, wenn Herr von Bussy in was immer für einer Beziehung über mich verfügen will," sagte Chicot, „wird er mich unendlich beehren."

„Wohlan, Sie werden in das Innere des Louvre dringen, Sie, der Privilegirte, während ich im Vorzimmer bleiben werde; belieben Sie also den Herzog von Anjou in Kenntniß zu setzen, daß ich warte."

„Der Herr Herzog von Anjou ist im Louvre," versetzte Chicot, „und wird ohne Zweifel dem Lever Seiner Majestät beiwohnen; warum gehen Sie nicht mit mir hinein, mein Herr?"

„Ich fürchte das böse Gesicht des Königs.

„Bah!"

„Ei, er hat mich bisher nicht an sein holdseliges Lächeln gewöhnt."

„Von jetzt an über ein Kurzes wird sich dieß Alles ändern, seyen Sie unbesorgt."

„Ah! ah! Sie sind also Schwarzkünstler, Herr von Chicot?"

„Bisweilen. Auf, Muth, kommen Sie, Herr von Bussy!"

Wirklich traten sie ein, und wendeten sich, der Eine

gegen die Wohnung des Herrn Herzogs von Anjou, der, was wir schon gesagt zu haben glauben, das Appartement bewohnte, worin ehedem die Königin Margarethe gewesen war, der Andere gegen das Zimmer des Königs.

Heinrich III. war so eben erwacht, und hatte die große Glocke geläutet, und eine Wolke von Dienern und Freunden in das königliche Gemach sich gestürzt; bereits waren die Hühnerbrühe, der Gewürzwein, und die Fleischpasteten aufgetragen, als Chicot ganz munter bei seinem erlauchten Gebieter eintrat, und, bevor er guten Morgen wünschte, aus der Schüssel zu essen, und aus dem Goldnapfe zu trinken begann.

„Par la mordieu!“ rief der König entzückt aus, obgleich er sich zornig stellte, „das ist dieser Spitzbube Chicot, glaub' ich; ein Flüchtling, ein Landstreicher, ein Galgenschwengel!“

„Nun denn, nun denn, was fehlt Dir denn, mein Sohn,“ sagte Chicot, indem er sich ohne Umstände mit seinen staubigen Stiefeln auf den unermeßlichen Armstuhl mit goldenen Lilien setzte, auf welchem Heinrich III. selbst saß, „wir vergessen also jene kleine Rückkehr aus Polen, wo wir die Rolle des Hirsches gespielt haben, während die Magnaten jene der Hunde spielten: ho! ha! ho! ho! ha! ho! . . .“

„Ja doch, da ist mein Unglück zurückgekehrt,“ sagte Heinrich, „ich werde nur mehr unangenehme Sachen hören. Ich war seit drei Wochen sehr ruhig.“

„Bah! bah!“ entgegnete Chicot, „Du beklagst Dich immer; man möchte Dich für Einen Deiner Unterthanen halten, der Teufel hole mich. Laß hören, was hast Du während meiner Abwesenheit gethan, mein kleines Heinrichchen? Hat man dieses schöne Königreich Frankreich ein wenig drollig regiert?“

„Mein Herr Chicot!“

„Strecken unsere Völker die Zunge heraus, he?“

„Schlingel!“

„Hat man irgend Einen von jenen frisirten Herren gehängt? Ah! um Vergebung, Herr von Quélus, ich sah Sie nicht.“

„Chicot, wir werden uns entzweien.“

„Bleibt endlich einiges Geld in unsern Kisten oder in jenen der Juden? Dieß wäre kein Unglück; wir haben sehr nöthig, uns zu ergötzen, ventre de biche, das Leben ist sehr beschwerlich!“

Und er raffte von einer Schüssel von vergoldetem Silber die Pasteten mit schön goldbraun geschmortem Fleische vollends weg.

Der König begann zu lachen; dieß war bei ihm stets das Ende vom Liede. „Laß hören,“ sagte er, „was hast Du während dieser langen Abwesenheit gethan?“

„Ich habe mir den Plan zu einer kleinen Prozession in drei Aufzügen ausgedacht. Erster Aufzug. Büssende nur mit einem Hemde und einem Beinkleide angethan, sich gegenseitig bei den Haaren ziehend, und puffend gehen vom Louvre auf den Montmartre. Zwei-

ter Aufzug. Die nämlichen Büssenden, bis auf den Gürtel entkleidet, und mit Rosenkränzen von Dornenspitzen sich peitschend, gehen vom Montmartre herab in die Abtei Sainte-Geneviève. Dritter Aufzug. Endlich diese nämlichen Büssenden, ganz nackt, die Riemen auf ihren Schulterblättern, wechselseitig mit gewaltigen Geißelhieben sich zerfleischend, kommen von der Abtei Sainte-Geneviève in das Louvre zurück. Ich hatte wohl daran gedacht, wegen eines unerwarteten Ausganges der Sache, sie über den Grèveplatz zu führen, wo der Henker sie Alle vom Ersten bis zum Letzten verbrannt hätte; aber ich habe vermuthet, daß der Herr da oben ein wenig Schwefel von Sodoma und ein wenig Pech von Gomorra aufbewahrt habe, und ich will ihm das Vergnügen nicht rauben, selbst den Rostbraten zu machen. So, meine Herren, in Erwartung dieses großen Tages wollen wir uns ergötzen."

„Und zuvörderst sag an: was ist aus Dir geworden?" fragte der König; „weißt Du, daß ich Dich in allen verrufenen Orten in Paris habe suchen lassen?"

„Hast Du das Louvre gut durchstöbert?"

„Irgend ein Dirnenjäger, Dein Freund, wird Dich zu sich genommen haben."

„Das kann nicht seyn, Heinrich, da Du alle Dirnenjäger zu Dir genommen hast."

„Ich irrte mich also?"

„Ei mein Gott, ja, wie immer, himmelweit."

„Wir werden sehen, daß Du Busse thatest."

„Errathen. Ich habe mich ein wenig auf Religion verlegt, um zu sehen, was dieß wäre, und meiner Treue, ich bin davon zurückgekommen. Ich habe genug an den Mönchen. Pfui, die garstigen Thiere!"

In diesem Augenblicke trat Herr von Monsoreau bei dem Könige ein, den er mit tiefer Ehrfurcht begrüßte.

„Ah! Sie sind's, Herr Oberjägermeister," sagte Heinrich. „Wann werden Sie uns irgend eine schöne Jagd veranstalten? Lassen Sie hören!"

„Wann es Eurer Majestät belieben wird. Ich erhalte die Nachricht, daß wir zu Saint-Germain-en-Laye viele Eber haben."

„Der Eber ist sehr gefährlich," äußerte Chicot. „Der König Karl IX., ich erinnere mich, wäre auf einer Eberjagd beinahe getödtet worden; auch sind die Sauspieße hart, und dieß macht unsern kleinen Händen Wasserblasen. Nicht wahr, mein Sohn?"

Herr von Monsoreau schaute Chicot von der Seite an.

„Sieh," sagte der Gascognier zu Heinrich, „es ist noch nicht lange her, daß Dein Oberjägermeister einem Wolfe begegnet ist."

„Wie so?"

„Weil er, wie die Wolken *) des Dichters Aristo-

*) „Die Wolken" heißt eine Comödie des griechischen Dichters Aristophanes, die er auf Begehren des Anyts

phanes, das Gesicht davon behalten hat, vorzüglich das Auge: das ist frappant."

Herr von Monsoreau kehrte sich um, und sagte erbleichend zu Chicot: „Herr Chicot, ich bin wenig für Possenreisser geschaffen, da ich selten am Hofe gelebt habe, und bemerke Ihnen, daß ich in Gegenwart meines Königes mich ungerne herabgesetzt sehe, und vorzüglich wenn es sich um seinen Dienst handelt."

„Wohlan, mein Herr," versetzte Chicot, „Sie sind ganz das Gegentheil von uns, die wir Hofleute sind; daher haben wir über den letzten Narrenstreich recht gelacht."

„Und was ist dieß für ein Narrenstreich?" fragte Monsoreau.

„Er hat Sie zum Oberjägermeister ernannt; Sie sehen, daß dieses liebe Heinrichchen, wenn es weniger Possenreisser, als ich, ein noch größerer Narr ist."

Monsoreau schleuderte dem Gascognier einen schrecklichen Blick zu.

„Laßt ab, laßt ab," sagte Heinrich, der einen Streit vorhersah, „sprechen wir von etwas Anderem, meine Herren."

„Ja," äußerte Chicot, „sprechen wir von den Verdiensten Unserer Lieben Frau von Chartres."

---

und Melits verfaßte, und worin er Socrates heftig angriff, der, absichtlich allen sichtbar, der Darstellung mit vollem Gleichmuthe beiwohnte.

D. Ueb.

„Chicot, keine Gottlosigkeiten," sagte der König mit einem strengen Tone.

„Gottlosigkeiten, ich?" erwiederte Chicot; „geh doch, Du hältst mich für einen Geistlichen, während ich ein Krieger bin. Im Gegentheile mache ich Dich auf etwas aufmerksam, mein Sohn."

„Und auf was?"

„Daß Du Unsere Liebe Frau von Chartres schlecht behandelst, Heinrich, auf's Allerschlechteste."

„Wie so?"

„Gewiß. Unsere Liebe Frau hatte zwei Hemden, die beisammen zu seyn gewohnt waren, und Du trenntest sie. An Deiner Stelle hätte ich sie vereiniget, Heinrich, und es wäre wenigstens eine Aussicht dabei gewesen, daß ein Wunder gewirkt werde."

Diese etwas derbe Anspielung auf die Trennung des Königs und der Königin, machte die Freunde des Königs lachen. Heinrich dehnte die Arme, rieb sich die Augen, und lächelte gleichfalls. „Mordieu!" sagte er, „dießmal hat der Narr Recht."

Und er sprach von etwas Anderem.

„Mein Herr," sagte Monsoreau ganz leise zu Chicot, „ist's Ihnen gefällig, ohne etwas merken zu lassen, mich in der Vertiefung jenes Fensters zu erwarten?"

„Wozu denn, mein Herr?" entgegnete Chicot, „doch mit dem größten Vergnügen."

„Nun denn, wir gehen bei Seite."

„In die Tiefe eines Waldes, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr."

„Genug der Späße, sie sind überflüssig, denn es ist Niemand mehr da, um darüber zu lachen," sagte Monsoreau, als er zum Narren in die Fenstervertiefung trat, wohin ihm dieser vorausgegangen war. Wir stehen einander gegenüber, wir sind uns Wahrheit schuldig, Herr Chicot, Herr Narr, Herr Possenreisser; ein Edelmann verbietet Ihnen, merken Sie sich dieses Wort wohl, verbietet Ihnen, über ihn zu lachen; vorzüglich ladet er Sie ein, es wohl zu überlegen, bevor Sie Rendez-vous in den Wäldern geben; denn in diesen Wäldern, wohin Sie mich so eben führen wollten, wächst eine Sammlung von Stöcken, stangenförmige und andere, völlig würdig, die Fortsetzung derjenigen zu bilden, mit denen Sie im Namen des Herrn von Mayenne so derb sind durchgeprügelt worden."

„Ah!" erwiederte Chicot, ohne dem Anscheine nach in Zorn zu gerathen, wiewohl sein schwarzes Auge einen düsteren Blitz schleuderte. „Ah! mein Herr, Sie erinnern mich an alles das, was ich dem Herrn von Mayenne schulde; Sie möchten also, daß ich Ihr Schuldner würde, wie ich der Seinige bin, und daß ich Sie in meinem Gedächtnisse auf die nämliche Linie stellen, und Ihnen einen gleichen Antheil an meiner Dankbarkeit bewahren sollte?"

„Es dünkt mir, mein Herr, daß Sie unter Ihren Gläubigen den Hauptgläubiger zu zählen vergessen."

„Dieß wundert mich, mein Herr; denn ich rühme mich, ein vortreffliches Gedächtniß zu haben; wer ist denn dieser Gläubiger, wenn ich bitten darf?"

„Meister Nicolas David."

„O! was diesen betrifft, irren Sie sich," sagte Chicot mit einem unheimlichen Lachen; „ich schulde ihm nichts mehr, er ist bezahlt."

In diesem Momente erschien ein dritter Mitsprecher, und mischte sich in die Unterredung. Bussy war's.

„Ah! Herr von Bussy," sagte Chicot, „kommen Sie mir ein wenig zu Hülfe. Sehen Sie hier Herrn von Monsoreau, der mich umgangen hat, wie Sie sehen, und mich nicht mehr und nicht weniger als wie einen Hirsch oder Damhirsch behandeln will; sagen Sie ihm, daß er sich täusche, Herr von Bussy, daß er es mit einem Eber zu thun habe, und daß der Eber sich auf den Jäger stürze."

„Herr Chicot," versetzte Bussy, „ich glaube, daß Sie dem Herrn Oberjägermeister Unrecht thun, wenn Sie wähnen, daß er Sie nicht für das halte, was Sie sind, nämlich für einen guten Edelmann. Mein Herr," fuhr Bussy fort, sich an den Grafen wendend, „ich habe die Ehre, Sie in Kenntniß zu setzen, daß der Herzog von Anjou Sie zu sprechen wünscht."

„Mich?" fragte Monsoreau besorgt.

„Sie selbst, mein Herr," antwortete Bussy.

Monsoreau heftete auf seinen Mitsprecher einen Blick, der die Absicht hatte, in die Tiefe seiner Seele

zu bringen, aber gezwungen war, auf der Oberfläche zu verweilen, so voll Heiterkeit waren Bussy's Augen und Lächeln.

„Begleiten Sie mich, mein Herr?" fragte der Oberjägermeister den Edelmann.

„Nein, mein Herr, ich eile, Seine Hoheit in Kenntniß zu setzen, daß Sie ihm zu Befehl stehen, während Sie vom Könige Abschied nehmen."

Und Bussy kehrte zurück, wie er gekommen war, mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit durch die Menge der Höflinge schlüpfend. Der Herzog von Anjou wartete wirklich in seinem Cabinete, und las den Brief wieder, den unsere Leser bereits kennen. Da er ein Rauschen an den Thürvorhängen vernahm, glaubte er, daß es Monsoreau sey, der seinem Befehle entspreche, und versteckte diesen Brief. Bussy erschien.

„Nun denn!" sagte der Herzog.

„Nun denn! Monseigneur, er ist da."

„Vermuthet er nichts?"

„Und wenn dieß der Fall, wenn er auf seiner Hut wäre?" erwiederte Bussy. „Ist er nicht Ihr Geschöpf? Von Ihnen aus dem Nichts hervorgezogen, können Sie ihn nicht in das Nichts zurückschleudern?"

„Gewiß," antwortete der Herzog mit jener gedankenvollen Miene, die ihm stets das Herannahen von Ereignissen gab, bei denen er einige Energie entwickeln mußte.

„Scheint er Ihnen minder strafbar, als er es gestern war?"

„Hundertmal mehr; seine Verbrechen gehören zu jenen, die größer werden, wenn man daran denkt.“

„Uebrigens,“ sagte Bussy, „beschränkt sich Alles auf einen einzigen Punkt: er hat durch Verrätherei ein junges, edles Mädchen entführt; er hat sie auf eine betrügliche Art geheirathet, und durch Mittel, die eines Edelmannes unwürdig sind; er selbst wird die Auflösung dieser Ehe verlangen, oder Sie werden sie für ihn verlangen.“

„Dabei bleibt es also.“

„Und im Namen des Vaters, im Namen des jungen Mädchens, im Namen des Schlosses Meridor, im Namen Dianens, hab' ich Ihr Wort?“

„Sie haben es.“

„Bedenken Sie, daß sie davon in Kenntniß gesetzt sind, daß sie in Angst des Resultates Ihrer Unterredung mit jenem Manne harren.“

„Das junge Mädchen wird frei seyn, Bussy, ich verpfände Dir mein Wort hiefür.“

„Ah!“ sagte Bussy, „wenn Sie dieß thun, werden Sie wirklich ein großer Prinz seyn, Monseigneur.“

Und er faßte die Hand des Herzogs, diese Hand, welche so viele falsche Verheissungen unterzeichnet, so viele geschworene Eide gebrochen hatte, und küßte sie ehrerbietig. In diesem Momente hörte man Schritte im Vorzimmer. „Er ist's,“ sagte Bussy.

„Man lasse Herrn von Monsoreau eintreten,“ rief Franz mit einer Strenge, die Bussy ein gutes Anzeichen schien.

Und dießmal konnte der junge Edelmann, fast überzeugt, den von ihm erstrebten Erfolg zu erreichen, seinen Blick nicht verhindern, Monsoreau grüßend, eine leichte Färbung stolzer Ironie anzunehmen; der Oberjägermeister dagegen empfing Bussy's Gruß mit jenem glasähnlichen Blicke, hinter dem er die Gefühle seiner Seele wie hinter einer unüberschreitbaren Festung verschanzte. Bussy wartete in jenem Corridor, den wir schon kennen, in jenem nämlichen Corridor, worin la Mole einst bei Nacht von Karl IX., Heinrich III., dem Herzoge von Alençon und dem Herzoge von Guise, mit dem Knotengürtel der Königin-Mutter beinahe erwürgt worden wäre. Dieser Corridor, so wie der Ruheplatz, mit dem er in Verbindung stand, waren eben von Edelleuten angefüllt, welche kamen, um dem Herzoge ihre Aufwartung zu machen. Bussy setzte sich zu ihnen, und Jeder beeilte sich, ihm Platz zu machen, eben so sehr wegen der Hochachtung, die er persönlich genoß, als wegen seiner Gunst bei dem Herzoge von Anjou. Der Edelmann verschloß alle seine Empfindungen in sich, und ohne die schreckliche Angst merken zu lassen, die sein Herz krampfte, harrete er des Erfolges dieser Unterredung, bei welcher sein ganzes künftiges Glück auf dem Spiele stand. Der Unterredung konnte es nicht an Lebhaftigkeit gebrechen; Bussy hatte von Herrn von Monsoreau genug gesehen, um zu begreifen, daß dieser nicht ohne Kampf sich würde bewältigen lassen. Doch im Grunde brauchte der Herzog von

Anjou nur die Hand auf ihn zu legen, und wenn er sich nicht böge, wohlan, dann würde er brechen. Plötzlich ließ sich der wohlbekannte laute Ausbruch der Stimme des Prinzen vernehmen. Diese Stimme schien zu gebieten. Bussy bebte vor Freude.

„Ah!“ sagte er, „der Prinz hält mir Wort.“

Aber diesem lauten Ausbruche folgte kein Zweiter, und da Jedermann schwieg, mit Besorgniß einander anschauend, herrschte bald eine tiefe Stille unter den Höflingen. Unruhig, in seinem begonnenen Traum gestört, nun der Fluth seiner Hoffnungen und der Ebbe seiner Furcht unterworfen, fühlte Bussy fast eine Viertelstunde lang Minute nach Minute verfließen. Plötzlich öffnete sich die Thüre des Gemaches des Herzogs, und man hörte durch die Thürvorhänge aus diesem Gemache fröhliche Stimmen ertönen. Bussy wußte, daß der Herzog mit dem Oberjägermeister allein war, und daß, wenn ihre Unterredung den geeigneten Gang genommen hätte, sie in diesem Momente nichts weniger als fröhlich seyn könnte. Diese Gemüthlichkeit erregte ihm Schauder.

Bald kamen die Stimmen näher; der Thürvorhang öffnete sich. Monsoreau ging rückwärts unter Verbeugungen heraus. Der Herzog begleitete ihn bis zur Schwelle seines Gemaches, und sagte: „Adieu, unser Freund. Es bleibt dabei.“

„Unser Freund,“ murmelte Bussy, „sandieu! was bedeutet dieß?“

„Also, Monseigneur," sagte Monsoreau, immer gegen den Prinzen gewendet, „nach der Ansicht Eurer Hoheit ist wohl die Oeffentlichkeit gegenwärtig das beste Mittel."

„Ja, ja," erwiederte der Herzog, „alle diese Geheimnisse sind Kinderspiele."

„Dann werde ich sie heute Abend dem Könige vorstellen," äusserte der Oberjägermeister.

„Handeln Sie ohne Furcht, ich werde Alles vorbereitet haben."

Der Herzog neigte sich zum Oberjägermeister, und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

„Es ist geschehen, Monseigneur," antwortete dieser. Monsoreau verbeugte sich zum letztenmale vor dem Herzoge, der, ohne Bussy zu sehen, da er hinter den Falten eines Thürvorhanges verborgen war, an den er sich klammerte, um nicht zu Boden zu stürzen, die Anwesenden aufmerksam betrachtete.

„Meine Herren," sagte Monsoreau, sich gegen die Edelleute wendend, die warteten, bis die Reihenfolge der Audienz sie traf, und schon vor einer neuen Gunst sich verbeugten, vor deren Glanze jene von Bussy zu verbleichen schien, „meine Herren, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Neuigkeit mittheile: Monseigneur gestatten, daß ich meine Heirath mit Fräulein Diane von Meridor veröffentliche, meine Frau schon seit länger als einem Monate, und daß ich sie unter diesen Auspicien heute Abend am Hofe vorstelle."

Bussy taumelte; obgleich der Schlag nicht mehr unerwartet kam, war er doch so heftig, daß er davon vernichtet zu werden glaubte. Da nun geschah's, daß er den Kopf vorstreckte, und daß der Herzog und er, Beide bleich in Folge sehr entgegengesetzter Empfindungen, einen Blick wechselten, einen Blick der Verachtung von Seite Bussy's, einen Blick des Schreckens von Seite des Herzogs von Anjou.

Monsoreau durchschritt die Gruppe der Edelleute inmitten von Complimenten und Glückswünschen. Bussy machte eine Bewegung, um zum Herzoge zu gehen; allein dieser sah diese Bewegung, und kam ihr zuvor, indem er den Thürvorhang herabfallen ließ; zu gleicher Zeit schloß sich hinter dem Vorhange die Thüre, und man hörte das Klirren des Schlüssels im Schlosse. — Bussy fühlte nun sein Blut heiß und stürmisch seinen Schläfen und seinem Herzen zufließen. Seine Hand, an den Dolch streifend, der an seinem Gürtel hing, riß ihn mechanisch halb aus der Scheide; denn bei diesem Manne nahmen die Leidenschaften einen ersten, unwiderstehlichen Aufschwung; aber die Liebe, welche ihn zu dieser Heftigkeit getrieben, lähmte seinen ganzen Jähzorn; ein bitterer, tiefer, stechender Schmerz erstickte die Wuth; anstatt zu schwellen, zersprang das Herz. In diesem gewaltigen Anfalle von zwei Leidenschaften, die miteinander kämpften, unterlag die Energie des jungen Mannes, wie zwei wüthende Wogen, die den Himmel erreichen zu wollen schienen, wegen des Zusammenstossens

in ihrer höchsten Aufsteigung miteinander in die Fluthen stürzen. Bussy begriff, daß er, wenn er da bliebe, den Anblick seines rasenden Schmerzes gewähren würde; er ging durch den Corridor, kam zur Geheimtreppe, trat durch eine Schlüpfthüre in den Hof des Louvre, schwang sich auf sein Pferd, und schlug im Galoppe den Weg zur Strasse Saint-Antoine ein.

Der Baron und Diane erwarteten die von Bussy versprochene Antwort; sie sahen den jungen Mann erscheinen, blaß, verstörten Antlitzes, mit flammenden Augen. Diane begriff Alles, und stieß einen Schrei aus. —

„Madame," rief Bussy, „verachten Sie mich, hassen Sie mich; ich wähnte in dieser Welt etwas zu seyn, und ich bin nur ein Atom. Ich wähnte etwas zu vermögen, und kann mir nicht einmal das Herz ausreißen. Madame, Sie sind also die Gattin des Herrn von Monsoreau, seine zur Stunde anerkannte gesetzliche Gattin, die heute Abend vorgestellt werden soll. Aber ich bin ein armer Thor, ein elender Unsinniger, oder vielmehr, ja, wie Sie sagten, Herr Baron, ist der Herr Herzog von Anjou ein Niederträchtiger, ein Infamer!"

Und indem er den Vater und die Tochter erschreckt zurückließ, eilte Bussy, wahnsinnig vor Schmerz, wuthtrunken aus dem Zimmer, stürzte die Stufen hinab, schwang sich auf sein Pferd, drückte ihm die beiden Sporen in den Bauch, und ohne zu wissen, wohin er ging, ließ er die Zügel fahren, nur bemüht, sein Herz

zusammen zu pressen, mit gekrampfter Hand knirschend, und sprengte dahin, auf seinem Fluge den Schwindel und den Schrecken säend.

Dreizehntes Kapitel.

Was zwischen Monseigneur dem Herzoge von Anjou und dem Oberjägermeister vorgefallen war.

Es ist Zeit, den plötzlichen Wechsel zu erklären, der in dem Benehmen des Herzogs von Anjou hinsichtlich Bussy's vorgegangen war. Als der Herzog den Herrn von Monsoreau empfing, hatte er, nach den Ermahnungen seines Edelmannes, den für die Pläne dieses Letztern günstigsten Ton angestimmt. Seine leicht erregbare Galle floß aus einem Herzen über, das durch die in diesem Herzen herrschenden zwei Leidenschaften erbittert war: die Eigenliebe des Herzogs hatte ihre Wunde erhalten; die Furcht vor Aufsehen, womit Bussy im Namen des Herrn von Meridor drohte, steigerte Franzens Zorn noch schmerzlicher. In der That verursachen zwei Gefühle von dieser Natur, im Falle sie sich vereinigen, furchtbare Ausbrüche, wenn das Herz, welches sie verschließt, gleich jenen pulvergefüllten Bomben, stark genug gebaut, hermetisch genug verschlossen ist, damit die doppelte Zusammenpressung es zersprenge.

Herr von Anjou empfing den Oberjägermeister mit einem jener Gesichter, welche die Unerschrockensten am Hofe zittern machten, denn man kannte Franzens Hülfsquellen in Racheangelegenheiten.

„Eure Hoheit haben mich kommen lassen?" sagte Monsoreau sehr ruhig und mit einem Blicke auf die Tapeten; denn dieser Mann, gewohnt, das Gemüth des Prinzen zu lenken, errieth das ganze Feuer, das unter dieser scheinbaren Kälte glomm, und man hätte meinen mögen, will man das Gesicht des lebenden Wesens auf unbeseelte Gegenstände übertragen, daß er von dem Gemache Rechenschaft über die Absichten seines Herrn verlangte.

„Fürchten Sie nichts, mein Herr," erwiederte der Herzog, der ihn verstanden hatte, „es ist Niemand hinter diesen Tapeten; wir werden freimüthig und vorzüglich offenherzig plaudern können."

Monsoreau verbeugte sich.

„Denn Sie sind ein guter Diener, Herr Oberjägermeister von Frankreich, und Sie haben Anhänglichkeit an meine Person."

„Ich glaub' es, Hoheit."

„Ich weiß es gewiß, mein Herr; Sie haben mich bei mancher Gelegenheit von gegen mich angesponnenen Complotten in Kenntniß gesetzt; Sie haben mir bei meinen Unternehmungen geholfen, oft Ihre eigenen Interessen vergessend, Ihr Leben bloßstellend."

„Hoheit."

„Ich weiß es. Kürzlich noch, . . . ich muß Sie daran erinnern, denn, Sie besitzen wahrhaftig so viel Zartgefühl, daß nie eine Anspielung von Ihnen, nicht einmal eine mittelbare, die geleisteten Dienste offenbaret . . . kürzlich noch, wegen jenes unglücklichen Abenteuers . . .“

„Welches Abenteuer, Monseigneur?“

„Jene Entführung des Fräuleins von Meridor, das arme, junge Mädchen!“

„Ach!“ murmelte Monsoreau in der Art, daß die Antwort auf den Sinn der Worte Franzens nicht ernstlich anwendbar war.

„Sie bedauern sie, nicht wahr?“ fragte dieser, indem er ihn auf eine bestimmte Bahn führte.

„Würden Eure Hoheit sie nicht bedauern?“

„Ich? O! Sie wissen, ob ich diesen unseligen Einfall bedauert habe! Und sehen Sie, ich habe der ganzen Freundschaft bedurft, die ich für Sie hege, der ganzen Gewöhntheit an Ihre guten Dienste, um vergessen zu können, daß ich ohne Sie das junge Mädchen nicht entführt hätte.“

Monsoreau fühlte den Stich. „Ei,“ sagte er bei sich, „sollten es bloß Gewissensbisse seyn? Monseigneur,“ versetzte er, „Ihre natürliche Güte verleitet Sie, zu übertreiben; Sie haben den Tod dieses jungen Mädchens eben so wenig veranlaßt, als ich.“

„Wie so?“

„Gewiß hegten Sie nicht die Absicht, die Gewalt-

thätigkeit bis zum Tode des Fräuleins von Meridor zu treiben."

„O! nein."

„Dann spricht die Absicht Sie los, Monseigneur; es ist ein Unglück, ein Unglück, wie es der Zufall täglich veranlaßt."

„Und zudem," fügte der Herzog bei, seinen Blick in Monsoreau's Herz tauchend, „hat der Tod Alles in seinen ewigen Strom versenkt."

Die Stimme des Prinzen war bebend genug, daß Monsoreau alsogleich die Augen aufschlug, und bei sich sagte: „Dieß sind keine Gewissensbisse."

„Monseigneur," entgegnete er, „wollen Sie, daß ich frei mit Eurer Hoheit spreche?"

„Warum sollten Sie unschlüssig seyn?" fragte der Prinz unverzüglich mit einem stolzgemischten Erstaunen.

„In der That," erwiederte Monsoreau, „ich wüßte nicht, warum ich unschlüssig seyn sollte."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„O! Monseigneur, ich will sagen, daß einem durch seine Intelligenz und seinen Herzensadel so ausgezeichneten Prinzen gegenüber, die Freimüthigkeit von nun an das Hauptelement dieser Unterredung bilden muß."

„Von nun an?... Was bedeutet dieß?"

„Ich meine, daß Eure Hoheit Anfangs nicht für geeignet erachtet haben, von dieser Freimüthigkeit gegen mich Gebrauch zu machen."

„Wahrhaftig!“ antwortete der Prinz sogleich mit einem Ausbruche schallenden Gelächters, das einen wüthenden Zorn verrieth.

„Hören Sie mich an, Monseigneur,“ sagte Monsoreau demüthig. „Ich weiß, was Eure Hoheit mir sagen wollten.“

„Sprechen Sie also!“

„Eure Hoheit wollten mir zu verstehen geben, daß vielleicht das Fräulein von Meridor nicht todt wäre, und daß sie Jene der Gewissensbisse überhebe, welche sich für ihre Mörder hielten.“

„O! wie viel Zeit haben Sie dazu gebraucht, mein Herr, mir diese tröstende Bemerkung zu machen! Ein treuer Diener, auf mein Wort! Sie haben mich düster, betrübt gesehen; Sie haben mich von leichenhaften Träumen sprechen hören, die mich seit dem Tode dieser Dame quälten, mich, dessen Empfindsamkeit keine alltägliche ist, Gott sey Dank! und haben mich so leben lassen, während Sie mir durch diesen einzigen Zweifel so viele Leiden ersparen konnten?... Wie soll ich dieses Benehmen bezeichnen, mein Herr?“

Der Herzog sprach diese Worte mit der ganzen Gewalt eines zum Ausbruche bereiten Grimmes.

„Monseigneur,“ antwortete Monsoreau, „man sollte meinen, daß Eure Hoheit eine Beschuldigung gegen mich richten.“

„Verräther!“ rief der Herzog plötzlich aus, indem er einen Schritt gegen den Oberjägermeister machte, „ich

richte sie, und begründe sie ... Du hast mich betrogen! Du hast mir diese Dame genommen, die ich liebte ..."

Monsoreau erblaßte gräßlich, aber verlor nichts von seiner ruhigen und fast stolzen Haltung. „Es ist wahr!" sagte er.

„Ah! es ist wahr, .. der Unverschämte, der Betrüger!"

„Wollen Sie gefälligst leiser sprechen, Monseigneur," versetzte Monsoreau eben so ruhig; „Eure Hoheit vergessen, daß Sie mit einem Edelmanne sprechen, mit einem guten Diener."

Der Herzog begann krampfhaft zu lachen.

„Mit einem guten Diener des Königs!" fuhr Monsoreau fort, eben so unempfindsam, wie vor jener schrecklichen Drohung.

Der Herzog schwieg bei diesem einzigen Worte.

„Was wollen Sie damit sagen?" murmelte er.

„Ich will damit sagen," antwortete Monsoreau mit Sanftmuth und Unterwürfigkeit, „daß, wenn Monseigneur sich die Mühe geben möchten, mich zu hören, Dieselben einsehen würden, daß ich diese Dame genommen habe, weil Seine Hoheit sie nehmen wollten."

Der Herzog, von so viel Keckheit verblüfft, konnte gar nicht antworten.

„Meine Entschuldigung ist," sagte der Oberjägermeister demüthig, „daß ich das Fräulein von Meridor innig liebte ..."

„Ich auch!“ entgegnete Franz mit einer unbeschreiblichen Würde.

„Es ist wahr, Monseigneur, Sie sind mein Gebieter; aber das Fräulein von Meridor liebte Sie nicht.“

„Und Dich liebte sie, Dich?“

„Vielleicht,“ murmelte Monsoreau.

„Du lügst! Du lügst! Du hast sie gezwungen, wie ich sie zwang. Nur daß ich, der Gebieter, gescheitert bin, und Dir, dem Knechte, es gelungen ist. Dieß geschah, weil ich nur die Macht besitze, während Du Verrätherei anwendetest.“

„Monseigneur, ich liebte sie.“

„Was kümmert mich dieß?“

„Monseigneur . . .“

„Drohungen, Schlange?“

„Monseigneur! Hüten Sie sich!“ sagte Monsoreau, den Kopf wie ein Tiger senkend, der seinen Sprung absieht. „Ich liebte sie, sag' ich Ihnen, und ich bin kein Knecht von Ihnen, wie Sie so eben sagten. Meine Gattin gehört mein, wie mein Landgut; Niemand kann sie mir nehmen, selbst nicht der König. Nun aber hab' ich diese Gattin besitzen wollen, und sie genommen.“

„Wahrhaftig,“ versetzte Franz, und stürzte auf die silberne Glocke, die auf dem Tische stand. „Du hast sie genommen, wohlan Du wirst sie zurückgeben.“

„Sie täuschen sich, Monseigneur,“ rief Monsoreau aus, zum Tische springend, um den Prinzen am Rufen zu verhindern. „Verbannen Sie diesen bösen Gedan-

ken, mir zu schaden, der in Ihnen auftaucht; denn wenn Sie ein Einzigesmal rufen, wenn Sie mir eine öffentliche Beleidigung zufügen . . ."

„Du wirst diese Dame zurückgeben, sag' ich Dir."

„Sie zurückgeben? Wie? . . . Sie ist meine Gattin; sie wurde mir vor Gott angetrauet."

Monsoreau rechnete auf die Wirkung dieses Wortes; aber der Prinz gab seine zornige Haltung nicht auf.

„Wenn Sie vor Gott Deine Gattin ist," sagte er, „wirst Du sie den Menschen zurückgeben!"

„Was beliebt? Er weiß also Alles?" äußerte Monsoreau.

„Ja, ich weiß Alles. Du wirst diese Ehe lösen; ich werde sie lösen, wärest Du hundertmal vor allen Göttern verpflichtet, die im Himmel regiert haben."

„Ah! Monseigneur, Sie lästern Gott," entgegnete Monsoreau.

„Morgen wird das Fräulein von Meridor ihrem Vater zurückgegeben seyn; morgen wirst Du in die Verbannung reisen, die ich über Dich verhänge. In einer Stunde wirst Du Dein Oberjägermeisteramt verkauft haben; dieß sind meine Bedingungen, wo nicht, nimm Dich in Acht, Vasall, so werde ich Dich zerschmettern, wie ich dieses Glas zerschmettere." Und der Prinz ergriff einen Becher von emaillirtem Krystalle, ein Geschenk des Erzherzogs von Oesterreich, und schleuderte ihn wie ein Rasender gegen Monsoreau, der von den Scherben desselben umklirrt wurde.

„Ich werde meine Frau nicht zurückgeben, ich werde mein Amt nicht veräußern, und ich werde in Frankreich bleiben," erwiederte Monsoreau, auf den von Erstaunen betäubten Franz hineilend.

„Warum ... Verfluchter?"

„Weil ich den König von Frankreich um meine Begnadigung bitten werde, den in der Abtei Sainte-Geneviève erwählten König, und weil dieser neue, so gute, so edle, durch die erst ganz kürzlich erhaltene göttliche Gunst so glückliche König, sich nicht weigern wird, den ersten Bittenden, der ein Gesuch an ihn stellen wird, anzuhören."

Monsoreau hatte diese furchtbaren Worte stufenweise betont; das Feuer seiner Augen sprühte nach und nach in seine Aeußerung über, welche blendend wurde. Nun erblaßte Franz, that einen Schritt zurück, schob die schwere Tapete der Eingangsthüre vor, faßte dann Monsoreau bei der Hand, und sagte zu ihm, jedes Wort ruckweise sprechend, wie wenn er auf der Neige seiner Kräfte gewesen wäre: „Gut ... gut ... Graf, stellen Sie dieses Gesuch ... leiser an mich ... ich höre Sie an."

„Ich werde demüthig sprechen," sagte Monsoreau, plötzlich wieder ruhig geworden, „demüthig, wie es dem demüthigsten Diener Eurer Hoheit geziemt."

Franz durchschritt langsam das weiträumige Gemach, und so oft es ihm möglich war, hinter die Tapete zu schauen, schaute er hin. Er schien nicht glau-

ben zu können, daß Monsoreau's Worte nicht gehört worden seyen. „Sie sagten?“ fragte er.

„Ich sagte, Monseigneur, daß eine verhängnißvolle Liebe Alles gethan hat. Die Liebe, edler Seigneur, ist die gebieterischeste Leidenschaft. Um vergessen zu können, daß Eure Hoheit die Augen auf Dianen geworfen, mußte ich meiner selbst nicht mehr Herr seyn.“

„Ich sagte es Ihnen, Graf, es ist eine Verrätherei.“

„Drücken Sie mich nicht zu Boden, Monseigneur, vernehmen Sie, was für ein Gedanke mir kam: Ich sah Sie reich, jung, glücklich, ich sah in Ihnen den ersten Fürsten der Christenheit.“

Der Herzog machte eine Bewegung.

„Denn, Sie sind es, . . .“ murmelte Monsoreau dem Herzoge in's Ohr; „zwischen diesem höchsten Range und Ihnen giebt es nur mehr ein leicht zu zerstreuendes Dunkel. Ich sah den ganzen Glanz Ihrer Zukunft, und dieses unermeßliche Glück mit der geringfügigen Sache vergleichend, die ich erstrebte, von Ihrem künftigen Strahlenlichte geblendet, das mich fast verhinderte, die arme kleine Blume zu sehen, die ich wünschte, hab' ich Armseliger neben Ihnen, mein Gebieter, bei mir gesagt: „„Ueberlassen wir den Prinzen seinen glänzenden Träumen, seinen herrlichen Plänen; da ist sein Ziel, ich suche das Meinige im Dunkel.““ Er wird meine Absonderung kaum gewahren, er wird die geringe Perle kaum entgleiten spüren, die ich seiner königlichen Stirnbinde entziehe.“

„Graf! Graf!" sagte der Herzog, wider seinen Willen von dem Zauber dieser Schilderung berauscht.

„Sie verzeihen mir, nicht wahr, Monseigneur?"

In diesem Augenblicke schlug der Herzog die Augen empor. Er sah an der mit vergoldetem Leder ausgeschlagenen Wand das Porträt von Bussy, das er bisweilen gerne anschaute, wie er ehedem das Porträt von La Mole gerne betrachtet hatte. Dieses Porträt hatte ein so stolzes Auge, eine so vornehme Miene; es hielt seinen Arm so herrlich über die Hüfte gewölbt, daß der Herzog sich einbildete, Bussy selbst mit dessen Flammenauge zu sehen, Bussy, der aus der Wand hervortrat, um ihn anzueifern, Muth zu fassen.

„Nein," entgegnete er, „ich kann Ihnen nicht verzeihen; nicht meinetwegen bin ich strenge, Gott ist deßhalb mein Zeuge; es geschieht, weil ein trauernder Vater, ein unwürdig getäuschter Vater seine Tochter zurückfordert; es geschieht, weil eine Dame, gezwungen, Sie zu heirathen, um Rache gegen Sie schreiet, es geschieht, weil, mit einem Worte, die erste Pflicht eines Prinzen die Gerechtigkeit ist."

„Monseigneur . . ."

„Sie ist, sag' ich Ihnen, die erste Pflicht eines Prinzen, und ich werde Gerechtigkeit üben."

„Wenn die Gerechtigkeit," entgegnete Monsoreau, „die erste Pflicht eines Prinzen ist, so ist die Dankbarkeit die erste Pflicht eines Königes."

„Was sagen Sie?"

„Ich sage, daß ein König niemals denjenigen vergessen soll, dem er seine Krone verdankt... Nun aber, Monseigneur..."

„Wohlan!"

„Verdanken Sie mir die Krone, Sire!"

„Monsoreau!" rief der Herzog mit einem noch größeren Schrecken aus, als bei den ersten Angriffen des Oberjägermeisters, „Monsoreau!" wiederholte er mit leiser und zitternder Stimme, „sind Sie dann also ein Verräther gegen den König, wie Sie es gegen den Prinzen waren?"

„Ich halte zu dem, der mich stützt, Sire," fuhr Monsoreau mit immer mehr erhobener Stimme fort.

„Unglücklicher!"

Und der Herzog schaute wieder Bussy's Porträt an.

„Ich kann nicht!" sagte er. „Sie sind ein loyaler Edelmann, Monsoreau, Sie werden einsehen, daß ich das nicht billigen kann, was Sie gethan haben."

„Warum, Monseigneur?"

„Weil dieß eine Handlung ist, die Meiner und Ihrer unwürdig... Verzichten Sie auf diese Dame. Ei, mein lieber Graf... auch dieses Opfer; mein lieber Graf, ich werde Sie dafür entschädigen durch Alles, was Sie verlangen werden..."

„Eure Hoheit lieben also Diane von Meridor noch?" fragte Monsoreau blaß vor Eifersucht...

„Nein! nein! ich schwöre es, nein!"

„Nun denn! was vermag denn Eure Hoheit zu

hindern? Sie ist meine Gattin; bin ich nicht ein guter Edelmann? Kann sich Jemand so in die Geheimnisse meines Lebens mischen?"

„Aber sie liebt Sie nicht."

„Gleichviel!"

„Thun Sie dieß für mich, Monsoreau ..."

„Ich kann es nicht ..."

„Dann ..." sagte der Herzog, von der schrecklichsten Verwirrung ergriffen ... „dann ..."

„Ueberlegen Sie, Sire!"

Der Herzog trocknete seine mit Schweiß bedeckte Stirne, den ihr dieser vom Grafen ausgesprochene Titel so eben abgepreßt hatte."

„Sie würden mich anzeigen."

„Dem von Ihnen entthronten Könige, ja; Eure Majestät; denn wenn mein neuer Fürst meine Ehre verletzen sollte, mein Glück, würde ich zum vorigen zurückkehren."

„Das ist infam!"

„Es ist wahr, Sire; allein ich liebe genügend, um infam zu seyn."

„Das ist niederträchtig!"

„Ja, Eure Majestät; allein ich liebe genügend, um niederträchtig zu seyn."

Der Herzog machte eine Bewegung gegen Monsoreau. Aber dieser bannte ihn mit einem einzigen Blicke, mit einem einzigen Lächeln.

„Sie würden nichts dabei gewinnen, mich zu töd-

ten, Monseigneur," sagte er; „es giebt Geheimnisse, die mit den Leichen oben schwimmen! Bleiben wir: Sie ein König voll Milde, ich der Demüthigste Ihrer Unterthanen!"

Der Herzog zerbrach sich die Finger aneinander; er zerriß sie mit den Nägeln.

„Nun, nun, mein guter Seigneur, thun Sie irgend etwas für den Mann, der Ihnen in jeder Angelegenheit am Besten gedient hat."

Franz erhob sich. „Was verlangen Sie?" fragte er.

„Was, Eure Majestät?"

„Unglücklicher! Unglücklicher! Du willst also, daß ich Dich bitte?"

„O! Monseigneur!" Und Monsoreau verbeugte sich.

„Sprechen Sie!" murmelte Franz.

„Monseigneur, Sie werden mir verzeihen?"

„Ja."

„Monseigneur, Sie werden mich mit Herrn von Meridor aussöhnen?"

„Ja."

„Monseigneur, Sie werden meinen Heirathsvertrag mit dem Fräulein von Meridor unterzeichnen?"

„Ja," versetzte der Herzog mit erstickter Stimme.

„Und Sie werden meine Frau an dem Tage mit einem Lächeln beehren, an welchem sie im Gesellschaftskreise der Königin, welcher sie vorzustellen ich die Ehre haben will, feierlich erscheinen wird?"

„Ja," antwortete Franz; „ist dieß Alles?"

„Durchaus Alles, Monseigneur.“

„Gehen Sie, Sie haben mein Wort.“

„Und Sie,“ sagte Monsoreau, sich dem Ohre des Herzogs nähernd, „werden den Thron behalten, auf den ich Sie gehoben habe! Leben Sie wohl, Sire!“

Dießmal sprach er dieses Wort so leise, daß die Harmonie desselben dem Prinzen süß dünkte.

„Es bleibt mir nur mehr übrig,“ dachte Monsoreau, „zu erfahren, wie der Herzog in Kenntniß gesetzt wurde.“

Vierzehntes Kapitel.

Wie der Herr Kanzler von Morvilliers im hohen Rathe berichtet, daß er den Verrath einer Verschwörung für 175,000 Livres erkauft habe.

Am nämlichen Tage hatte Herr von Monsoreau, seinem dem Herzoge von Anjou erklärten Wunsche gemäß, seine Frau dem Gesellschaftskreise der Königin-Mutter und jenem der Königin vorgestellt. Heinrich, sorgenvoll wie gewöhnlich, hatte sich zu Bette gelegt, von Herrn von Morvilliers in Kenntniß gesetzt, daß am andern Tage hoher Rath müsse gehalten werden.

Heinrich stellte nicht einmal Fragen an den Kanzler; es war spät; Seine Majestät wünschten zu schlafen. Man wählte die bequemste Stunde, um weder die Ruhe noch den Schlaf des Königes zu stören.

Dieser würdige Beamte kannte seinen Gebieter vollkommen, und wußte, daß, das Widerspiel von Philipp von Macedonien, der schläfrige oder nüchterne König nicht mit genügender Heiterkeit des Geistes die Mittheilungen anhören würde, die er ihm zu machen hatte. Er wußte auch, daß Heinrich, dessen Schlaflosigkeiten häufig waren, — es ist das Loos des Mannes, der über den Schlaf Anderer wachen soll, nicht selbst zu schlafen, — mitten in der Nacht an die verlangte Audienz denken, und sie je nach der Wichtigkeit der Sache mit gereizter Neugier ertheilen würde. Alles geschah, wie Herr von Morvilliers es vorhergesehen.

Nach einem ersten Schlafe von drei oder vier Stunden, erwachte Heinrich; das Verlangen des Kanzlers fiel ihm wieder ein; er setzte sich in seinem Bette auf, begann zu denken, und überdrüssig, allein zu denken, ließ er sich seinen Matratzen entlang hinabgleiten, zog seine seidene Schlafhosen und seine Pantoffel an, und ohne etwas an seiner Nachttoilette zu ändern, die ihn einem Fantome ähnlich machte, ging er, bei dem Schimmer seiner Lampe, die, seitdem der Hauch des Ewigen mit Saint-Luc nach Anjou gezogen war, nicht mehr erlosch, in das Zimmer von Chicot, in das nämliche, worin die Hochzeit des Fräuleins von Brissac so glücklich war gefeiert worden.

Der Gascognier lag im tiefsten Schlafe, und schnarchte wie ein Hammerwerk. Heinrich zog ihn dreimal am Arme, ohne es dahin zu bringen, ihn aufzu-

wecken. Bei dem dritten Male jedoch, da der König mit dem Zupfen die Stimme verbunden, und aus vollem Halse Chicot rief, machte der Gascognier ein Auge auf.

„Chicot!" wiederholte der König.

„Was giebt's wieder?" fragte Chicot.

„Ei, mein Freund," versetzte der König, „wie kannst Du so schlafen, da Dein König wacht?"

„Ah mein Gott!" rief Chicot aus, indem er sich stellte, den König nicht zu erkennen, „hat eine Unverdaulichkeit Seine Majestät befallen?"

„Chicot, mein Freund," sagte Heinrich, „ich bin's!"

„Wer, ich?"

„Ich, Heinrich!"

„Gewiß, mein Sohn, sind es die Waldschnepfen, die Dir das Herz abdrücken. Ich hatte Dich doch gewarnt; Du hast gestern Abend zu viel davon gegessen, wie auch von der Krebssuppe."

„Nein," erwiederte Heinrich, „denn ich habe kaum davon gekostet."

„Dann muß man Dich vergiftet haben," bemerkte Chicot. „Ventre de biche! wie blaß Du bist, Heinrich!"

„Das ist meine leinene Maske, mein Freund," sagte der König.

„Du bist also nicht krank?"

„Nein."

„Warum weckest Du mich dann auf?"

„Weil der Kummer mich verfolgt."

„Du hast Kummer?“

„Viel.“

„Desto besser.“

„Wie? desto besser?“

„Ja, der Kummer macht nachdenken, und Du wirst nachdenken, daß man einen ehrlichen Mann um zwei Uhr Morgens nur aufweckt, um ihm ein Geschenk zu machen. Was bringst Du mir? Laß hören!“

„Nichts, Chicot; ich komme, um mit Dir zu plaudern.“

„Das ist nicht genug.“

„Chicot, Herr von Morvilliers ist gestern Abend nach Hof gekommen.“

„Du empfängst sehr schlechte Gesellschaft, Heinrich; und in welcher Angelegenheit kam er?“

„Er kam, mich um Audienz zu bitten.“

„Ah! das ist ein Mann, der zu leben weiß; der ist nicht, wie Du, der Du um zwei Uhr Morgens in das Zimmer der Leute gehst, ohne zu sagen: Aufgeschaut!“

„Was kann er mir zu sagen haben, Chicot?“

„Wie, Unglücklicher,“ rief der Gascognier aus, „um mich darum zu fragen, weckest Du mich auf?“

„Chicot, mein Freund, Du weißt, daß Herr von Morvilliers sich mit der Polizei beschäftiget.“

„Nein, meiner Treue,“ versetzte Chicot, „ich wußte es nicht.“

„Chicot,“ sagte der König, „ich finde im Gegen-

theile, daß Herr von Morvilliers immer sehr gut unterrichtet ist."

„Und wenn ich denke," erwiederte der Gascognier, „daß ich schlafen könnte, anstatt solche Albernheiten zu vernehmen!"

„Du zweifelst an der Wachsamkeit des Kanzlers?" fragte Heinrich.

„Ja, corboeuf, ich zweifle daran," antwortete Chicot, „und ich habe meine Gründe."

„Welche?"

„Wenn ich Dir einen Einzigen davon angebe, wird Dir dieß genügen?"

„Ja, wenn er gut ist."

„Und Du wirst mich nachher in Ruhe lassen?"

„Gewiß."

„Wohlan! eines Tages; nein, es wareines Abends —"

„Daran liegt wenig."

„Im Gegentheile, daran liegt viel. Wohlan! eines Abends hab' ich Dich in der Straße Froidmantel geschlagen; Du hattest Quélus und Schomberg bei Dir."

„Du hast mich geschlagen?"

„Ja, geprügelt, alle Drei geprügelt."

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Ihr hattet meinen Pagen insultirt, Ihr hattet die Schläge empfangen, und Herr von Morvilliers hat Euch nichts davon gesagt."

„Wie!" rief Heinrich aus, „Du warest es, Bösewicht! Du warst es, Verruchter!"

„Ich selbst," entgegnete Chicot, sich die Hände reibend; „nicht wahr, mein Sohn, ich schlage gut, wenn ich schlage?"

„Elender!"

„Du gestehest also, daß es die Wahrheit ist?"

„Ich werde Dich peitschen lassen, Chicot."

„Es handelt sich nicht darum; ist's wahr, ja oder nein? das ist Alles, um was ich Dich frage."

„Du weißt wohl, daß es wahr ist, Unglücklicher!"

„Hast Du am andern Tage Herrn von Morvilliers kommen lassen?"

„Ja; Du warest ja da, als er kam."

„Hast Du ihm den widrigen Unfall erzählt, der am Tage vorher einem Edelmanne, Einem von Deinen Freunden, widerfahren war?"

„Ja."

„Hast Du ihm befohlen, den Strafbaren ausfindig zu machen?"

„Ja."

„Hat er ihn ausfindig gemacht?"

„Nein."

„Nun denn, geh und leg Dich zu Bette, Heinrich; Du siehst, daß Deine Polizei schlecht bestellt ist." Und wieder gegen die Wand sich umwendend, ohne weiter antworten zu wollen, begann Chicot mit dem Getöse schwerer Artillerie zu schnarchen, das dem Könige alle Hoffnung entzog, ihn aus diesem zweiten Schlafe zu bringen.

Heinrich kehrte seufzend in sein Gemach zurück, und begann, aus Mangel eines andern Mitsprechenden, mit seinem Windhunde Narcisse das Unglück der Könige zu beklagen, die Wahrheit nur immer auf ihre Kosten zu erfahren. Am andern Tage versammelte sich der Rath. Er wechselte je nach den verschiedenen Freundschaften des Königs. Dießmal bestand er aus Quélus, Maugiron, von Epernon und Schomberg, alle Vier seit länger als sechs Monaten in Gunst. Chicot, am obern Ende des Tisches sitzend, schnitt Schiffe in Papier aus, und reihte sie methodisch, um, sagte er, Seiner allerchristlichsten Majestät eine Flotte zu machen, nach Art der Flotte des katholischen Königes. *)

Man meldete Herrn von Morvilliers.

Der Staatsmann hatte sein düsterstes Costüm und seine kläglichste Miene mitgebracht. Nach einer tiefen Verbeugung, die ihm von Chicot erwiedert wurde, näherte er sich dem Könige.

„Ich bin vor dem Rathe Eurer Majestät?“ fragte er.

„Ja, vor meinen besten Freunden. Sprechen Sie!“

„Wohlan, Sire, ich ringe nach Zuversicht, und ich bedarf derselben. Es handelt sich darum, Eurer Majestät ein sehr schreckliches Complott anzuzeigen.“

„Ein Complott!“ riefen alle Anwesenden aus.

Chicot spitzte die Ohren, und stellte die Fabrikation einer prächtigen Galeotte mit zwei Schnäbeln ein, welche er zur Admiralsbarke der Flotte bestimmen wollte.

*) von Spanien. D. Ueb.

„Ein Complott, ja, Majestät," sagte Herr von Morvilliers, indem er die Stimme mit jenem Geheimnisse sinken ließ, welches schreckliche Anvertrauungen weissaget.

„O! o!" versetzte der König. „Lassen Sie hören, ist's ein spanisches Complott?"

In diesem Momente trat der Herzog von Anjou, in den Rath berufen, in den Saal, dessen Thüren alsogleich wieder verschlossen wurden.

„Sie hören, mein Bruder," sagte Heinrich nach dem Ceremoniell, „Herr von Morvilliers zeigt uns ein Complott gegen die Sicherheit des Staates an."

Der Herzog warf auf die anwesenden Edelleute jenen so klaren und so mißtrauischen Blick, den wir an ihm kennen. „Ist es wohl möglich?" murmelte er.

„Ach! ja, Monseigneur," erwiederte Herr von Morvilliers, „ein drohendes Complott."

„Erzählen Sie es uns," sagte Chicot, seine fertig gewordene Galleotte in das auf dem Tische stehende Krystallbecken stellend.

„Ja," stammelte der Herzog von Anjou, „erzählen Sie es uns, Herr Kanzler."

„Ich höre," sagte Heinrich.

Der Kanzler wählte seine gedämpfteste Stimme, seine gebückteste Stellung, seinen beschäftigtsten Blick. „Sire," sagte er, „seit sehr langer Zeit überwachte ich die Schliche einiger Mißvergnügten."

„O!" entgegnete Chicot ... „Einiger? ... Sie sind sehr bescheiden, Herr von Morvilliers!"

„Es waren," fuhr der Kanzler fort, „Landstreicher, Krämer, Handwerksleute, oder geringe Geistliche, von da und dort gab es dumme Jungen und Studenten dabei."

„Dieß sind keine sehr vornehmen Prinzen," sagte Chicot mit einer vollkommenen Ruhe, und ein neues Schiff mit zwei Spitzen beginnend. Der Herzog von Anjou lächelte erzwungen.

„Sie werden sehen, Sire," bemerkte der Kanzler; „ich wußte, daß die Mißvergnügten immer zwei Hauptgelegenheiten benützen, den Krieg und die Religion . . ."

„Das ist sehr vernünftig," sagte Heinrich. „Nachher."

Der Kanzler, über dieses Lob glücklich, fuhr fort: „In der Armee hatte ich Eurer Majestät ergebene Offiziere, die mich von Allem in Kenntniß setzten; hinsichtlich der Religion ist es schwieriger. Nun setzte ich Leute deßhalb in Bewegung."

„Immer sehr vernünftig," sagte Chicot.

„Und endlich," fuhr Morvilliers fort, „gelang es mir, durch meine Agenten einen Mann vom Obergerichte von Paris zu vermögen . . ."

„Wozu?" fragte der König.

„Die Prediger zu belauern, die das Volk gegen Eure Majestät aufregen."

„O! o!" dachte Chicot, „sollte man meinen Freund kennen?"

„Diese Leute erhalten ihre Eingebungen nicht von Gott, Sire, sondern von einer der Krone sehr feindlichen Partei. Diese Partei hab' ich studirt."

„Sehr gut," äußerte der König.

„Sehr vernünftig," bemerkte Chicot.

„Und ich kenne ihre Hoffnungen," fügte Morvilliers triumphirend bei.

„Das ist prächtig!" rief Chicot aus.

Der König machte dem Gascognier ein Zeichen, zu schweigen.

Der Herzog von Anjou verlor den Redner nicht aus den Augen.

„Seit länger als zwei Monaten," sagte der Kanzler, „besolde ich zum Dienste Eurer Majestät Männer von großer Gewandtheit, von völlig erprobtem Muthe, von unersättlicher Habgier, es ist wahr, die ich jedoch zum Vortheile des Königs zu benützen Sorge trug, denn indem ich sie fortwährend glänzend bezahlte, gewann ich noch dabei. Ich erfuhr von ihnen vermittelst einer sehr starken Summe Geldes, ich würde die erste Zusammenkunft der Verschwörer inne werden."

„Das ist gut," versetzte Chicot; „zahle, mein König, zahle!"

„Daran soll's nicht fehlen," rief Heinrich aus, „lassen Sie hören, Kanzler; der Zweck dieses Complottes, die Hoffnung der Verschwörer?"

„Sire! es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine zweite Bartholomäusnacht."

„Gegen wen?"

„Gegen die Hugenoten."

Die Anwesenden schauten sich erstaunt an.

„Wie viel hat Ihnen dieß beiläufig gekostet?" — fragte Chicot.

„Fünfundsiebenzigtausend Franken von der einen Seite, hunderttausend von der andern."

Chicot wendete sich zum Könige um. „Wenn Du willst, sag' ich Dir für tausend Thaler das Geheimniß des Herrn von Morvilliers," rief der Gascognier aus.

Jener machte eine Geberde des Erstaunens; der Herzog aber ein besseres Gesicht, als man hätte erwarten können.

„Sprich!" sagte der König.

„Es ist die Ligue, wie sie leibt und lebt," erwiederte Chicot, „die seit zehn Jahren bestehende Ligue. Herr von Morvilliers hat das entdeckt, was jeder Pariser Bürger wie sein Vater-Unser kennt."

„Mein Herr..." unterbrach ihn der Kanzler.

„Ich sage die Wahrheit... ich werde sie beweisen," rief Chicot mit einem Advokatentone aus.

„Sagen Sie mir dann den Versammlungsort der Liguisten."

„Sehr gerne; 1) der öffentliche Platz; 2) der öffentliche Platz; 3) die öffentlichen Plätze."

„Herr Chicot will scherzen," erwiederte der Kanzler grimassirend, „und ihr Versammlungszeichen?"

„Sie sind als Pariser gekleidet, und bewegen die Beine, wenn sie gehen," antwortete Chicot ernsthaft.

Ein allgemeiner Ausbruch schallenden Gelächters begrüßte diese Erklärung. Herr von Morvilliers glaubte,

daß es zum guten Geschmacke gehöre, dieser großen Heiterkeit nachzugeben, und lachte mit den Uebrigen. Aber wieder düster geworden, sagte er: „Mit einem Worte, mein Spion hat einer ihrer Sitzungen beigewohnt, und zwar an einem Orte, welchen Herr Chicot nicht kennt."

Der Herzog von Anjou erblaßte.

„Wo denn?" fragte der König.

„In der Abtei Sainte-Geneviève!"

Chicot ließ ein papiernes Huhn fallen, das er auf der Admiralsbarke einschiffte.

„In der Abtei Sainte-Geneviève!" sagte der König.

„Das ist unmöglich!" murmelte der Herzog.

„Es ist so," versetzte Morvilliers, von der hervorgebrachten Wirkung befriediget, und mit Triumph die ganze Versammlung anblickend.

„Und was haben Sie gethan, Herr Kanzler? Was hat man beschlossen?" fragte der König.

„Daß die Liguisten sich Anführer wählen sollten, jeder Aufgenommene sich bewaffnen, jede Provinz von der aufrührischen Hauptstadt einen Abgesandten empfangen, alle von Eurer Majestät zärtlich geliebten Hugenoten, ... dieß sind ihre Ausdrücke ..."

Der König lächelte.

„An einem bezeichneten Tage ermordet werden."

„Ist dieß Alles?" fragte Heinrich.

„Zum Henker!" sagte Chicot, „man sieht, daß Du Katholik bist."

„Ist dieß wohl Alles?" äußerte der Herzog.

„Nein, Monseigneur."

„Zum Henker! Ich glaube wohl, daß es nicht Alles ist. Wenn wir für 175,000 Livres nur dieß hätten, wäre der König bestohlen."

„Sprechen Sie, Kanzler," sagte der König.

„Es sind Anführer dabei."

Chicot sah das Herz des Herzogs unruhig unter seinem Wammse sich bewegen, welches die Schläge des Herzens emporhoben.

„Ei, ei, ei," sagte er, „ein Complott, welches Anführer hat; das ist erstaunlich. Wir bedürfen aber noch etwas für unsere 175,000 Livres."

„Diese Anführer ... ihre Namen?" fragte der König; „wie heißen diese Anführer?"

„Zuvörderst ein Prediger, ein Fanatiker, ein Besessener, dessen Namen ich für 10,000 Livres gekauft habe."

„Und Sie haben wohl gethan!"

„Der Bruder Gorenflot von der Congregation der heiligen Genovefa!"

„Armer Teufel!" sagte Chicot mit einem aufrichtigen Mitleiden. „Es stand geschrieben, daß dieses Abenteuer für ihn nicht gut ausfallen sollte."

„Gorenflot!" erwiederte der König, diesen Namen aufschreibend; „gut ... weiter ..."

„Weiter ..." entgegnete der Kanzler zögernd; „doch, Sire, dieß ist Alles ..."

Und Morvilliers ließ wieder seinen inquisitorischen

und geheimnißvollen Blick über die Versammlung hinschweifen, der zu sagen schien: „Wenn Eure Majestät allein wären, würden Sie wohl mehr erfahren.“

„Sprechen Sie, Kanzler, ich habe hier nur Freunde... sprechen Sie!“

„O! Sire, Derjenige, den ich zu nennen zögere, hat auch sehr mächtige Freunde...“

„In meiner Nähe?“

„Ueberall.“

„Sind sie mächtiger, als ich?“ rief Heinrich aus, blaß vor Zorn und Besorgniß.

„Sire, ein Geheimniß spricht man nicht laut aus. Entschuldigen Sie mich, ich bin Staatsmann.“

„Richtig.“

„Das ist sehr vernünftig!“ erwiederte Chicot; „aber wir Alle sind Staatsmänner.“

„Mein Herr,“ sagte der Herzog von Anjou, „wir wollen uns dem Könige allerunterthänigst empfehlen, wenn die Mittheilung nicht in unserer Gegenwart geschehen kann.“

Herr von Morvilliers war unschlüssig. Chicot belauerte die mindeste Geberde, befürchtend, es möchte dem Kanzler, wie treuherzig er auch zu seyn schien, irgend etwas weniger Einfaches, als seine ersten Mittheilungen waren, zu entdecken gelungen seyn. Der König machte dem Kanzler ein Zeichen, sich zu nähern, dem Herzoge von Anjou, auf seinem Platze zu bleiben, Chicot, zu

schweigen, den drei Günstlingen, ihre Aufmerksamkeit abzuwenden. Alsogleich neigte sich Herr von Morvilliers gegen das Ohr Seiner Majestät; er hatte jedoch kaum die Hälfte der nach allen Regeln der Etikette bemessenen Bewegung gemacht, als ein ungeheures Geschrei im Hofe des Louvre erscholl. Der König richtete sich plötzlich auf; die Herren Quélus und von Epernon rannten zum Fenster, der Herzog von Anjou faßte den Griff seines Degens, wie wenn dieses drohende Getöse gegen ihn wäre gerichtet gewesen.

Chicot, sich auf die Zehenspitzen stellend, schaute in den Hof und in das Gemach.

„Ah! Herr von Guise," rief er zuerst aus, „Herr von Guise tritt in das Louvre."

Der König machte eine Bewegung.

„Es ist wahr," sagten die Edelleute.

„Der Herzog von Guise?" stammelte Herr von Anjou.

„Das ist wunderlich ... nicht wahr, daß der Herzog von Guise in Paris ist?" äußerte langsam der König, welcher so eben in dem fast verblüfften Blicke des Herrn von Morvilliers den Namen gelesen hatte, den dieser ihm in das Ohr flüstern wollte.

„Hatte die Mittheilung, die Sie mir machen wollten, auf meinen Vetter von Guise Bezug?" fragte er den Beamten mit leiser Stimme.

„Ja, Sire, er ist's, der bei der Sitzung präsidirte," antwortete der Kanzler im gleichen Tone.

„Und die Anderen?"

„Ich kenne keine Anderen . . .“

Heinrich befragte Chicot mit einem Blicke.

„Ventre de biche!“ rief der Gascognier aus, eine königliche Haltung annehmend; „laßt meinen Vetter von Guise eintreten!“ Und sich zu Heinrich neigend, flüsterte er ihm in's Ohr: „Das ist Einer davon, dessen Namen Du genug kennest, wie ich glaube, um nicht nöthig zu haben, in Deine Schreibtafel ihn zu schreiben.“

Die Thürsteher öffneten die Thüre lärmend.

„Einen einzigen Flügel, meine Herren,“ sagte Heinrich, „einen Einzigen! Die Beiden sind für den König!“

Der Herzog war weit genug in der Gallerie vorangeschritten, um diese Worte zu hören; dieß änderte aber nichts an dem Lächeln, womit er den König anzureden beschlossen hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Was Herr von Guise im Louvre that.

Hinter dem Herrn von Guise kamen in großer Anzahl Offiziere, Höflinge, Edelleute; hinter diesem glänzenden Gefolge kam das Volk, ein minder glänzendes, aber verlässigeres, und vorzüglich furchtbareres Gefolg. Nur die Edelleute waren in den Palast getreten, und das Volk am Thore geblieben.

Aus den Reihen dieses Volkes war das Geschrei erschollen, selbst noch in dem Momente, da der Herzog von Guise, den es aus den Augen verloren hatte, in die Gallerie trat. Bei dem Anblicke dieser Art von Armee, welche jedesmal die Ehrenbegleitung des Pariserheros bildete, so oft er auf den Strassen erschien, hatten die Gardisten die Waffen ergriffen, und schleuderten, hinter ihrem tapfern Obersten gereiht, dem Volke drohende Blicke zu, dem Triumphator stumme Herausforderungen.

Guise hatte die Haltung dieser Soldaten bemerkt, welche Crillon commandirte; er richtete einen leichten Gruß voll Anmuth an den Obersten, der vier Schritte weit vor seinen Leuten hielt, und gerade und unempfindsam in verachtender Unbeweglichkeit dastand. Diese Empörung eines Mannes und eines Regimentes gegen seine so allgemein festgestellte Macht, fiel dem Herzoge auf. Seine Stirne wurde einen Augenblick sorglich, aber immer heiterer, je mehr er sich dem Könige näherte, so zwar, daß er, wie wir ihn im Cabinete Heinrichs III. haben ankommen sehen, lächelnd in dasselbe trat.

„Ah! Sie sind's, mein Vetter," sagte der König, „welch' großen Lärm Sie machen! Schmettern die Trompeten nicht? Es dünkte mir, sie zu hören."

„Sire," antwortete der Herzog, „in Paris schmettern die Trompeten nur für den König, im Felde nur für den General, und ich bin zu vertraut mit dem Hofe, und zugleich mit den Lagern, um mich darin zu täu-

schen. Hier würden die Trompeten für einen Unterthan einen zu großen Lärm machen, da unten aber nicht genug für einen Fürsten."

Heinrich biß sich auf die Lippen.

„Par la mordieu!" sagte er, nach einem dazu verwendeten Schweigen, den Lothringischen Prinzen mit den Augen zu verschlingen, „Sie sind sehr glänzend, mein Vetter? Kommen Sie erst heute von der Belagerung von Charité?"

„Erst heute, ja, Sire," antwortete der Herzog mit einem leichten Erröthen."

„Meiner Treue, Ihr Besuch ist viel Ehre für uns, mein Vetter, viel Ehre, viel Ehre."

Heinrich III. wiederholte die Worte immer, wenn er zu viele Gedanken zu verbergen hatte, wie man die Reihen der Soldaten vor einer Kanonenbatterie verdichtet, die nur in einem gewissen Momente demaskirt werden soll.

„Viel Ehre," wiederholte Chicot mit einer so genauen Betonung, daß man hätte glauben mögen, diese Worte kämen wieder vom Könige.

„Sire," sagte der Herzog, „Eure Majestät wollen ohne Zweifel scherzen; wie könnte mein Besuch denjenigen ehren, von welchem alle Ehre kommt?"

„Ich will damit sagen, Herr von Guise," versetzte Heinrich, „daß jeder gute Katholik gewohnt ist, nach seiner Rückkehr aus dem Felde vor Allem Gott in einem seiner Tempel zu besuchen; der König kommt erst

nach Gott. Ehret Gott, dienet dem Könige; Sie wissen, mein Vetter, dieß ist ein halb religiöser, halb politischer Grundsatz."

Die Röthe des Herzogs von Guise wurde dießmal kennbarer; der König, welcher gesprochen hatte, indem er dem Herzoge gerade in's Gesicht schaute, sah diese Röthe, und da sein Blick, wie von einer instinktmäßigen Bewegung geleitet, vom Herzoge von Guise auf den Herzog von Anjou gefallen war, gewahrte er mit Erstaunen, daß sein guter Bruder eben so blaß, als sein schöner Vetter roth war. Diese auf zwei so entgegengesetzte Arten sich verrathende Gemüthsbewegung, fiel ihm auf. Er wendete seine Augen erzwungen ab, und erkünstelte eine leutselige Miene, gleichsam als einen Schleier, unter welchem Niemand besser, als Heinrich III., seine königlichen Klauen zu verbergen wußte.

„Jedenfalls, Herzog," sagte er, „gleicht nichts meiner Freude, Sie allen jenen schlimmen Wechselfällen des Krieges entgangen zu sehen, obgleich Sie, sagt man, die Gefahr auf eine verwegene Weise suchten. Doch die Gefahr kennt Sie, mein Vetter, und flieht Sie."

Der Herzog verbeugte sich vor dem Complimente.

„Daher sag' ich Ihnen, mein Vetter, geizen Sie nicht so ruhmsüchtig nach tödtlichen Gefahren; denn es wäre wirklich sehr hart für Müssiggänger, wie wir, die wir schlafen, essen, jagen, und, statt aller Eroberungen, neue Moden und neue Gebete erfinden."

„Ja, Sire," erwiederte der Herzog, dieses letztere

Wort aufgreifend. „Wir wissen, daß Sie ein erleuchteter und frommer Fürst sind, und daß kein Vergnügen Sie dahin bringen kann, die Ehre Gottes und die Interessen der Kirche aus den Augen zu verlieren. Deßwegen sind wir mit so großem Vertrauen zu Eurer Majestät gekommen."

„Schau doch das Vertrauen deines Vetters an, Heinrich," sagte Chicot, dem Könige die Edelleute weisend, welche aus Ehrfurcht außerhalb des Gemaches standen; „er hat ein Drittel derselben an der Thüre Deines Cabinetes, und die zwei andern Drittel an jener des Louvre gelassen."

„Mit Vertrauen," wiederholte Heinrich, „kommen Sie nicht immer mit Vertrauen zu mir, mein Vetter?"

„Sire, ich weiß, was ich sage; dieses Vertrauen, von dem ich spreche, bezieht sich auf den Vorschlag, den ich Ihnen zu machen gedenke."

„Ah! ah! Sie haben mir etwas vorzuschlagen, mein Vetter. Dann sprechen Sie mit Vertrauen, wie Sie sagen, mit allem Vertrauen. Was haben Sie uns vorzuschlagen?"

„Die Ausführung einer der schönsten Ideen, die, seit den unmöglich gewordenen Kreuzzügen, die Christenheit bewegt hat."

„Sprechen Sie, Herzog!"

„Sire," fuhr der Herzog fort, dießmal jedoch die Stimme erhöhend, um im Vorzimmer gehört zu werden, „Sire, der Titel eines allerchristlichsten Königes ist

kein leerer Titel: er verpflichtet zu einem glühenden Eifer für die Vertheidigung der Religion. Der älteste Sohn der Kirche, und dieß ist Ihr Titel, Sire, muß immer bereit seyn, seine Mutter zu beschützen."

„Ei," sagte Chicot, „mein Vetter prediget mit einem großen Raufdegen an der Seite, und mit einer Sturmhaube auf dem Kopfe; das ist drollig! nun wundert's mich nicht mehr, daß die Mönche Krieg führen wollen. Heinrich, ich bitte Dich um ein Regiment für Gorenflot."

Der Herzog stellte sich, als ob er es nicht hörte, Heinrich kreuzte seine Beine, das Eine über das Andere, stützte seinen Elbogen auf sein Knie, und sein Kinn in seine Hand.

„Ist die Kirche von den Saracenen bedroht, mein lieber Herzog?" fragte er. „Oder sollten Sie etwa nach dem Titel eines Königs ... von Jerusalem streben?"

„Sire," entgegnete der Herzog, „jener große Volksstrom, der mir, meinen Namen preisend, folgte, beehrte mich nur, glauben Sie es ja, um die Gluth meines Eifers in der Vertheidigung des Glaubens zu vergüten. Ich habe schon die Ehre gehabt, mit Eurer Majestät, vor Ihrer Thronbesteigung, von einem Projekte zur Verbündung aller wahren Katholiken zu sprechen."

„Ja, ja," sagte Chicot; „ja, ich erinnere mich daran, die Ligue, ventre de biche, Heinrich, die Ligue der Bartholomäusnacht, die Ligue, mein König, auf mein Wort; Du bist sehr vergeßlich, mein Sohn, Dich an eine so triumphirende Idee nicht zu erinnern."

Der Herzog kehrte sich bei dem Laute dieser Worte um, und ließ einen verachtenden Blick auf denjenigen fallen, der sie gesprochen hatte, ohne zu wissen, welchen tiefen Eindruck auf den Geist des Königs diese Worte machten, da sie ein greller Wiederhall der eben erst von Herrn von Morvilliers mitgetheilten Offenbarungen waren. Der Herzog von Anjou wurde davon ergriffen, und einen Finger auf seine Lippen legend, blickte er starr den Herzog von Guise an, blaß und regunglos, wie das Standbild der Behutsamkeit. Dießmal gewahrte der König das Zeichen des Einverständnisses nicht, das zwischen ihnen die Interessen der beiden Prinzen verband; aber Chicot näherte sich seinem Ohre, und sagte ganz leise zu ihm, unter dem Vorwande, eines von seinen Hühnern in die Rubinkettchen seiner hutförmigen Filzmütze zu setzen: „Sieh deinen Bruder an, Heinrich!"

Heinrich's Auge hob sich rasch; der Finger des Herzogs senkte sich fast eben so schnell; allein es war schon zu spät. Heinrich hatte die Bewegung gesehen, und die Anempfehlung errathen.

„Sire," fuhr der Herzog von Guise fort, der zwar Chicoct's Thun gesehen, aber nicht vermocht hatte, seine Worte zu hören, „die Katholiken haben wirklich diese Verbindung, die heilige Ligue genannt, und ihr Hauptzweck ist, den Thron gegen dessen Todfeinde, die Hugenotten, zu befestigen."

„Gut gesagt!" rief Chicot aus. „Ich genehmige pedibus et nudu." *)

*) „Mit Füssen und Winke." D. Ueb.

„Aber," fuhr der Herzog fort, „es genügt nicht, sich zu verbünden, Sire, es genügt nicht, eine Masse zu bilden, wie stark sie auch sein mag; man muß ihr eine Richtung geben. Nun aber versammeln sich in einem Königreiche, wie Frankreich, nicht mehrere Millionen Menschen ohne Genehmigung des Königs."

„Mehrere Millionen Menschen!" sagte Heinrich, ohne eine Anstrengung zu versuchen, ein Erstaunen zu verhehlen, das man mit Recht für Schrecken hätte halten können.

„Mehrere Millionen Menschen," wiederholte Chicot, „ein unbedeutender Kern von Mißvergnügten, der, wenn er, woran ich nicht zweifle, von geschickten Händen gepflanzt wird, hübsche Früchte treiben mag."

Dießmal schien die Geduld des Herzogs zu Ende zu sein; er kniff verächtlich seine Lippen und sagte, den Boden mit einem Fuße pressend, mit dem er nicht zu stampfen sich erkühnte: „Ich erstaune, Sire, daß Eure Majestät dulden, daß man mich unterbricht, so oft ich die Ehre habe, von wichtigen Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen."

Bei diesem Ausfalle, dessen volle Richtigkeit Chicot zu fühlen schien, schaute dieser mit wüthenden Augen um sich her, und rief aus, die kreischende Stimme des Parlamentsthürstehers nachahmend: „Stille doch! ventre de biche! man wird es mit mir zu thun bekommen!"

„Mehrere Millionen Menschen!" wiederholte der König, der die Zahl kaum zu fassen vermochte, „das ist

für die katholische Religion schmeichelhaft; aber wie viele Protestanten gibt es denn in meinem Königreiche, jenen mehreren Millionen Verbündeten gegenüber?

Der Herzog schien nachzudenken.

„Vier," sagte Chicot.

Dieser neue wunderliche Einfall bewirkte, daß die Freunde des Königes in ein schallendes Gelächter ausbrachen, während Guise die Stirne runzelte, und die Edelleute im Vorzimmer laut über die Keckheit des Gascogniers murrten. Der König wendete sich langsam gegen die Thüre, von welcher dieses Murren kam, und da Heinrich, wenn er wollte, einen Blick voll Würde besaß, hörte das Murren auf. Dann lenkte er diesen Blick, ohne am Ausdrucke desselben etwas zu ändern, auf den Herzog, und sagte: „Lassen Sie hören, mein Herr, was verlangen Sie? Zur Sache ... zur Sache!"

„Ich verlange, Sire, denn die Popularität meines Königes ist mir vielleicht noch theurer, als die Meinige, ich verlange, daß Eure Majestät deutlich zeigen, daß Sie uns ebenso in Ihrem Eifer für die katholische Religion überlegen sind, als in allen andern Dingen, und daß Sie dadurch allen Mißvergnügten den Vorwand entziehen, die Kriege wieder zu beginnen."

„Ah! wenn sich's nur um Krieg handelt, mein Vetter," versetzte der König, „so hab' ich Truppen, und bloß in dem Lager, das Sie so eben verlassen haben, um mir vortreffliche Rathschläge zu ertheilen, liegen unter Ihren Befehlen, bei fünfundzwanzigtausend Mann, glaub' ich."

„Sire, wenn ich vom Kriege rede, hätte ich vielleicht deutlicher mich erklären sollen."

„Erklären Sie sich, mein Vetter; Sie sind ein großer Feldherr, und es wird mir, Sie zweifeln nicht daran, Vergnügen machen, Sie über derlei Gegenstände sprechen zu hören."

„Sire, ich wollte damit sagen, daß die Könige bei gegenwärtiger Zeit berufen sind, zwei Kriege zu führen, den moralischen Krieg, wenn ich mich so ausdrücken kann, und den politischen Krieg, den Krieg gegen die Ideen, und den Krieg gegen die Menschen."

„Mordieu!" sagte Chicot, „wie nachdrücklich dieß erklärt ist!"

„Stille, Narr!" versetzte der König.

„Die Menschen," fuhr der Herzog fort, „die Menschen sind sichtbar, greifbar, sterblich; man erreicht sie, greift sie an, schlägt sie, und wenn man sie geschlagen hat, macht man ihnen den Prozeß, und man hängt sie, oder noch besser..."

„Ja," sagte Chicot, „man hängt sie, ohne ihnen den Prozeß zu machen; das ist viel kürzer und königlicher."

„Aber die Ideen," fuhr der Herzog fort, „trifft man nicht so, Sire; sie schleichen unsichtbar und durchdringend, sie verbergen sich vorzüglich vor den Augen Derjenigen, die sie vernichten wollen; im Innersten der Seelen geschützt, schlagen sie darin tiefe Wurzeln, und je mehr man die unvorsichtigen Aeste abhauet, die hervorkommen, desto mächtiger und unaustilgbarer werden

die inneren Wurzeln. Eine Idee, Sire, ist ein Riesenzwerg, den man Tag und Nacht überwachen muß; denn die Idee, welche gestern zu Ihren Füssen kroch, wird morgen Ihr Haupt überragen. Eine Idee, Sire, ist ein Funke, der auf das Dachstroh fällt; man bedarf am hellen Tage guter Augen, um den Beginn des Brandes zu erkennen, und deßhalb, Sire, sind Millionen Ueberwachende nothwendig."

„Siehe da, die vier Hugenotten von Frankreich sind zu allen Teufeln!" rief Chicot aus; „ventre de biche, ich beklage sie!"

„Und um für diese Ueberwachung zu sorgen," fuhr der Herzog fort, „schlug ich Eurer Majestät vor, einen Anführer für diese heilige Union zu ernennen."

„Sie haben gesprochen, mein Vetter?" fragte Heinrich den Herzog.

„Ja, Sire, und ohne Winkelzug, wie Eure Majestät haben sehen können."

Chicot stieß einen furchtbaren Seufzer aus, während der Herzog von Anjou, vom ersten Schrecken wieder erholt, dem Lothringischen Prinzen zulächelte.

„Wohlan!" fragte der König seine Umgebung, „was halten Sie davon, meine Herren?"

Chicot nahm, ohne zu antworten, seinen Hut und seine Handschuhe; dann faßte er eine Löwenhaut bei dem Schweife, zog sie in eine Ecke des Gemaches, und legte sich darauf.

„Was thun Sie, Chicot?" fragte der König.

„Sire," antwortete Chicot, „die Nacht, behauptet man, ist eine gute Rathgeberin. Warum behauptet man dieß? Weil man bei Nacht schläft. Ich will schlafen, Sire, und morgen, bei ausgeruhetem Kopfe, werde ich meinem Vetter von Guise Antwort geben." Und er streckte sich bis zu den Klauen des Thieres aus.

Der Herzog schleuderte dem Gascognier einen wüthenden Blick zu, dem dieser, ein Auge wieder öffnend, mit einem Schnarchen, gleich dem Krachen des Donners, antwortete.

„Nun denn, Sire," fragte der Herzog, „was denken Eure Majestät?"

„Ich denke, daß Sie, wie immer, Recht-haben, mein Vetter; rufen Sie also Ihre vorzüglichsten Liguisten zusammen, kommen Sie an ihrer Spitze, und ich werde den Mann wählen, dessen die Religion bedarf."

„Und wann, Sire?" fragte der Herzog.

„Morgen." Und dieses letzte Wort aussprechend, vertheilte er geschickt sein Lächeln. Der Herzog von Guise erhielt davon den ersten Antheil, der Herzog von Anjou den zweiten.

Dieser wollte sich mit dem Hofe entfernen; aber bei dem ersten Schritte, den er in dieser Absicht machte, sagte Heinrich: „Bleiben Sie, mein Bruder; ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Der Herzog von Guise legte einen Augenblick seine Hand auf seine Stirne, wie um eine Welt von Gedanken darin zusammenzupressen, und ging mit seinem

ganzen Gefolge fort, das sich unter den Gewölben verlor. Einen Moment nachher vernahm man das Geschrei der Menge, welche seinen Austritt aus dem Louvre begrüßte, wie sie seinen Eintritt begrüßt hatte. Chicot schnarchte noch immer; wir aber möchten es nicht zu verbürgen wagen, daß er schlief.

Sechszehntes Kapitel.

Castor und Pollux.

Der König hatte zur selben Zeit, da er seinen Bruder zurückhielt, alle seine Günstlinge entlassen. Der Herzog von Anjou, dem es, während der ganzen vorhergehenden Scene gelungen war, die Haltung eines gleichgültigen Mannes zu bewahren, ausgenommen in den Augen Chicot's und des Herzogs von Guise, nahm diese Einladung Heinrichs ohne Mißtrauen an. Er besaß von jenem Blicke keine Kunde, den ihm auf Chicot's Veranlassung der König zugeworfen, und welcher seinen indiscreten Finger zu nahe an seinen Lippen überrascht hatte.

„Mein Bruder," sagte Heinrich, nach gewonnener Ueberzeugung, daß ausser Chicot Niemand im Cabinete geblieben war, und mit großen Schritten von der Thüre zum Fenster gehend, „wissen Sie, daß ich ein sehr glücklicher Fürst bin?"

„Sire," erwiederte der Herzog, „das Glück Eurer Majestät, wenn Eure Majestät sich wirklich glücklich fühlen, ist nur eine Belohnung, welche der Himmel Ihren Verdiensten schuldet."

Heinrich schaute seinen Bruder an. „Ja, sehr glücklich!" fuhr er fort; „denn da die großartigen Ideen mir nicht einfallen, fallen sie jenen ein, die mich umgeben. Nun aber ist jene eine großartige Idee, welche mein Vetter von Guise so eben geäußert hat."

Der Herzog verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung. Chicot öffnete ein Auge, wie wenn er nicht gut hören würde, wenn beide Augen geschlossen wären, und wie wenn er nöthig hätte, das Antlitz des Königs zu sehen, um seine Worte besser zu verstehen.

„In der That," fuhr Heinrich fort, „unter dem nämlichen Banner alle Katholiken vereinigen, aus dem Königreiche die Kirche machen, auf diese Weise unscheinbar ganz Frankreich bewaffnen, von Calais bis Languedoc, von Bretagne bis Burgund, so daß ich immer eine Armee besitze, bereit, gegen den Engländer, gegen den Flamänder oder gegen den Spanier zu marschiren, ohne daß jemals der Flamänder, der Spanier oder der Engländer sich darüber beunruhigen kann, ... wissen Sie, Franz, daß dieß ein herrlicher Gedanke ist?"

„Nicht wahr, Sire?" — versetzte der Herzog von Anjou, entzückt zu sehen, daß der König auf die Ansichten des Herzogs von Guise, seines Verbündeten, einging.

„Ja, ich gesteh's, daß ich von ganzem Herzen mich angeregt fühle, den Urheber eines so schönen Projektes reichlich zu belohnen."

Chicot öffnete beide Augen; aber er schloß sie alsogleich wieder; er hatte im Antlitze des Königs jenes unmerkliche, nur für ihn allein, der seinen Heinrich besser als irgend Jemand kannte, sichtbare Lächeln erlauert, und dieses Lächeln genügte ihm.

„Ja," fuhr der König fort, „ich wiederhole es, ein solches Projekt verdient Belohnung, und ich werde für Denjenigen Alles thun, der es entworfen hat; ist wirklich der Herzog von Guise, Franz, der Vater dieser schönen Idee, oder vielmehr dieses schönen Werkes; denn das Werk ist begonnen, nicht wahr, mein Bruder?"

Der Herzog von Anjou machte ein Zeichen, daß die Sache wirklich einen Vollzugsanfang erhalten habe.

„Immer besser," erwiederte der König. „Ich hatte gesagt, daß ich ein sehr glücklicher Fürst sey; ich hätte sagen sollen: ein allzu glücklicher, Franz, da nicht nur diese Ideen meinen Verwandten einfallen, sondern sie auch, in ihrem Eifer, ihrem Könige und ihrem Verwandten nützlich zu seyn, diese Ideen ausführen; aber ich habe Sie schon gefragt, mein lieber Franz," sagte Heinrich, seine Hand auf die Schulter seines Bruders legend, „ich habe Sie schon gefragt, ob es wirklich mein Vetter von Guise sey, dem ich für diesen königlichen Gedanken dankbar seyn muß."

„Nein, Sire, der Herr Cardinal von Lothringen hatte ihn schon vor zwanzig Jahren gehabt, und nur die Bartholomäusnacht hat ihn am Vollzuge desselben gehindert, oder vielmehr den Vollzug vorläufig überflüßig gemacht."

„Ah! welch' ein Unglück, daß der Cardinal von Lothringen gestorben ist!" sagte Heinrich; „ich hätte ihn bei dem Tode Seiner Heiligkeit, Gregor's XIII., zum Papste machen lassen; aber es ist deßhalb nicht weniger wahr," fuhr Heinrich mit jener bewunderungswürdigen Gutmüthigkeit fort, welche ihn zum ersten Schauspieler seines Königreiches machte, „es ist deßhalb nicht weniger wahr, daß sein Neffe die Idee geerbt, und sie fruchtbringend gemacht hat. Leider kann ich ihn nicht zum Papste machen; aber ich werde ihn zum . . . . zu was könnte ich ihn machen, was er nicht schon wäre, Franz?"

„Sire," antwortete Franz, durch die Worte seines Bruders völlig getäuscht, „Sie überschätzen die Verdienste Ihres Vetters; diese Idee ist nur eine Erbschaft, und ein Mann hat ihm sehr geholfen, diese Erbschaft auszubilden."

„Sein Bruder, der Cardinal, nicht wahr?"

„Gewiß, er hat sich damit beschäftiget; doch er allein ist's auch nicht."

„Ist's also Mayenne?"

„O! Sire," antwortete der Herzog, „Sie erweisen ihm zu viel Ehre."

„Es ist wahr. Wie kann ich vermuthen, daß eine politische Idee einem solchen Schlächter in den Sinn kommt. Aber wem muß ich denn für diese, meinem Vetter von Guise geleistete Hülfe dankbar seyn, Franz?"

„Mir, Sire," versetzte der Herzog.

„Ihnen!" sagte Heinrich, wie vom höchsten Erstaunen ergriffen.

Chicot öffnete wieder ein Auge. Der Herzog verbeugte sich.

„Wie!" sagte Heinrich; „da ich Jedermann gegen mich entfesselt sah, die Prediger gegen meine Laster, die Dichter und Pasquillenschmiede gegen meine Lächerlichkeiten, die gelehrten Politiker gegen meine Fehler, während meine Freunde über mein Unvermögen spotteten, während die Lage so verwirrt geworden war, daß ich sichtbar abmagerte, und täglich weiße Haare bekam, ist Ihnen eine solche Idee eingefallen, Franz? Ihnen, den ich, ich muß es gestehen,... denn, sehen Sie, der Mensch ist schwach, und die Könige sind blind... nicht immer für meinen Freund hielt. Ah! Franz! wie strafbar bin ich!"

Und Heinrich, zu Thränen gerührt, reichte seinem Bruder die Hand. — Chicot öffnete wieder die beiden Augen.

„O! die Idee ist jedoch triumphirend," fuhr Heinrich fort. „Während ich nicht im Stande bin, Auflagen einzutreiben, Truppen auszuheben, ohne ein Ge-

schrei zu veranlassen, während ich nicht spazieren zu gehen vermag, zu schlafen, zu lieben, ohne Spott zu erregen, siehe, da giebt mir die Idee des Herrn von Guise oder vielmehr die Ihrige, mein Bruder, zugleich Armee, Geld, Freunde und Ruhe. Nun, Franz, ist eine einzige Sache nothwendig, damit diese Ruhe Dauer habe."

„Welche?"

„Mein Vetter hat so eben davon gesprochen, dieser großen Bewegung einen Anführer zu geben."

„Ja, gewiß."

„Dieser Anführer, Sie begreifen es wohl, Franz, kann Keiner von meinen Günstlingen seyn; Keiner besitzt den Kopf und zugleich den Muth, wie eine so wichtige Stellung sie nöthig macht. Quélus ist tapfer; aber der Unglückliche beschäftiget sich nur mit seinen Liebschaften; Maugiron ist tapfer; aber der Eitle denkt nur an seine Toilette. Schomberg ist tapfer; aber er ist kein tiefer Geist, was seine besten Freunde gestehen müssen. Von Epernon ist tapfer; allein er ist ein wirklicher Heuchler, dem ich keinen Augenblick trauen möchte, obgleich ich ihm ein gutes Gesicht mache. Doch Sie wissen es," sagte Heinrich mit steigender Hingebung, „es ist eine der schwersten Bürden der Könige unaufhörlich zur Verstellung gezwungen zu seyn. Daher, sehen Sie," fügte Heinrich bei, „wenn ich offenherzig sprechen kann, wie in diesem Augenblicke, ah! dann athme ich leicht."

Chicot schloß wieder beide Augen.

„Wohlan! ich sagte also," fuhr Heinrich fort, „daß, wenn mein Vetter von Guise diese Idee gehabt hat, an deren Fortbildung Sie einen großen Antheil genommen, Franz, so muß wohl ihm die Mission zu ihrem Vollzuge übertragen werden."

„Was sagen Sie, Sire?" rief Franz mit von Besorgniß beklommenem Athem aus.

„Ich sage, daß es, um eine solche Bewegung zu leiten, eines großen Prinzen bedarf."

„Sire, geben Sie Acht!"

„Eines guten Feldherrn, eines geschickten Unterhändlers."

„Vorzüglich eines geschickten Unterhändlers," wiederholte der Herzog.

„Wohlan, Franz, gebührt nicht dieser Posten in jeder Beziehung dem Herrn von Guise?"

„Mein Bruder," antwortete Franz, „Herr von Guise ist bereits sehr mächtig."

„Ja, gewiß; aber seine Macht begründet meine Stärke."

„Der Herzog von Guise hat die Armee und den Bürgerstand für sich, der Cardinal von Lothringen die Kirche; Mayenne ist ein Werkzeug der beiden Brüder; Sie vereinigen viele Kräfte in einem einzigen Hause."

„Das ist wahr," sagte Heinrich, „ich hatte schon daran gedacht, Franz."

„Wenn die Guisen französische Prinzen wären, so

ließe es sich noch begreifen; es läge in ihrem Interesse, das Haus Frankreich groß zu machen."

„Unstreitig; aber ganz im Gegentheile sind es Lothringische Prinzen."

„Aus einem Hause, das stets mit dem Unserigen rivalisirt."

„Sehen Sie, Franz, Sie haben so eben die Wunde berührt; Gott'sblitz! ich hielt Sie für keinen so guten Politiker; wohlan, ja, dieß ist die Ursache meines Abmagerns, des Bleichens meiner Haare, diese Erhebung des Hauses Lothringen neben dem Unserigen; es vergeht kein Tag, sehen Sie, Franz, ohne daß diese drei Guisen, — Sie haben sehr richtig bemerkt, daß diese Drei alle Macht besitzen, — es vergeht kein Tag, ohne daß entweder der Herzog, oder der Cardinal, oder Mayenne, kurz der Eine oder der Andere, durch Kühnheit oder Gewandtheit, durch Gewalt oder List, mir irgend ein Stück meiner Macht, einige Theilchen meiner Vorrechte entzieht, ohne daß ich, arm, schwach und isolirt, wie ich da stehe, abwehrend gegen sie wirken kann. Ah! Franz, wäre diese Erklärung zwischen uns früher geschehen, hätte ich in Ihrem Herzen lesen können, wie ich in diesem Augenblicke darin lese, gewiß würde ich, an Ihnen eine Stütze findend, besser widerstanden haben, als ich es gethan; aber nun ist's, wie Sie sehen, zu spät."

„Warum dieß?"

„Weil es ein Kampf wäre, weil jeder Kampf mich

ermüdet; ich werde ihn daher zum Anführer der Ligue ernennen.“

„Und Sie werden Unrecht thun, mein Bruder,“ sagte Franz.

„Aber wen soll ich nach Deiner Meinung ernennen, Franz? Wer wird den gefährlichen Posten annehmen? ja, den gefährlichen. Sehen Sie denn nicht, was der Gedanke des Herzogs war? Daß ich ihn zum Anführer dieser Ligue ernennen sollte.“

„Nun denn?“

„Nun denn, jeder Mann, den ich anstatt seiner ernennen werde, wird sein Feind werden.“

„Ernennen Sie einen Mann, mächtig genug, daß seine Gewalt, auf die Ihrige gestützt, von der Gewalt und Macht dieser drei vereinigten Lothringer nichts zu befürchten habe.“

„Ei, mein guter Bruder,“ versetzte Heinrich mit dem Tone der Entmuthigung, „ich kenne Niemanden, welcher in der von Ihnen bezeichneten Lage wäre.“

„Schauen Sie um sich, Sire.“

„Um mich? ich sehe nur Sie mein Bruder, und Chicot, die Sie Beide wahrhaft meine Freunde sind.“

„O! o!“ murmelte Chicot, „sollte er mir irgend einen schlimmen Streich spielen wollen?“ Und er schloß seine zwei Augen wieder.

„Nun denn,“ sagte der Herzog, „Sie begreifen nicht, mein Bruder?“

Heinrich schaute den Herzog von Anjou an, wie

wenn so eben ein Schleier von seinen Augen gefallen wäre. „Ei was!“ rief er aus.

Franz machte eine Bewegung mit dem Kopfe.

„Doch nein,“ sagte Heinrich, „Sie werden nie darauf eingehen, Franz. Die Aufgabe ist allzu hart; Sie würden sich gewiß nicht daran gewöhnen, alle diese Bürger sich in den Waffen üben zu lassen; Sie würden sich die Mühe nicht geben, die Predigten ihrer Prediger zu durchsehen; Sie würden im Falle einer Schlacht, nicht den Schlächter auf den in ein Schlachthaus verwandelten Strassen von Paris machen wollen, man muß dreifach seyn, wie Herr von Guise, und einen rechten Arm haben, welcher Karl heißt, und einen linken Arm, welcher Ludwig heißt. Nun aber hat der Herzog in der Bartholomäusnacht sehr gut getödtet; was halten Sie davon, Franz?“

„Allzu gut getödtet, Sire.“

„Ja, vielleicht. Aber Sie antworten nicht auf meine Frage, Franz. Wie! Sie sollten das Geschäft gerne betreiben, das ich Ihnen so eben bezeichnete! Sie sollten sich an die beulenvollen Küraſſe dieser Maulaffen machen mögen, und an die Kasserollen, welche sie statt der Sturmhauben auf ihren Kopf setzen? Wie! Sie wollten sich populär machen, Sie, der höchste Seigneur unseres Hofes? Ich will des Teufels seyn, mein Bruder, wie ändert man sich mit dem Alter!“

„Ich würde dieß vielleicht nicht für mich thun, Sire, aber ich würde es gewiß für Sie thun.“

„Guter Bruder, vortrefflicher Bruder," erwiederte Heinrich, mit der Spitze des Fingers eine Thräne trocknend, die nie existirt hatte.

„Es würde Ihnen also nicht allzusehr mißfallen, Heinrich," fragte Franz, „wenn ich diesen Posten übernähme, welchen Sie dem Herrn von Guise anvertrauen wollten?"

„Mir mißfallen!" rief Heinrich aus. „Bei des Teufels Horne! es mißfällt mir nicht, es entzückt mich vielmehr. Also auch Sie hatten an die Ligue gedacht. Desto besser, mordieu! desto besser. Also auch Sie hatten ein Endchen von der Idee; was sag' ich, ein Endchen? Das große Ende. Nach dem, was Sie mir gesagt haben, ist's wundersam, auf mein Wort! Ich bin wahrhaftig nur von überlegenen Geistern umgeben, und ich bin der große Esel meines Königreiches."

„O! Eure Majestät scherzen."

„Ich? Gott behüte mich davor; die Lage ist zu ernst. Ich spreche, wie ich denke, Franz; Sie ziehen mich aus einer großen Verlegenheit, aus einer um so größeren, als ich, sehen Sie, Fränzchen, seit einiger Zeit krank bin. Meine Fähigkeiten lassen nach. Miron erklärt mir dieß oft; doch kommen wir auf die ernste Angelegenheit zurück; wozu bedarf ich übrigens meines Geistes, wenn ich am Lichte des Ihrigen mich erleuchten kann? Wir sagten also, daß ich Sie zum Anführer der Ligue ernennen werde, hm?"

Franz bebte vor Freude. „O!“ sagte er, „wenn Eure Majestät mich dieses Vertrauens würdig hielten!“

„Vertrauen, ah! Franz, Vertrauen; wem soll ich nach Deiner Meinung, von dem Augenblicke an, wo Herr von Guise nicht der Anführer ist, mißtrauen, der Ligue selbst? Brächte mich etwa die Ligue in Gefahr? Sprich, mein guter Franz, sag mir Alles.“

„O! Sire,“ erwiederte der Herzog.

„Was bin ich doch für ein Narr!“ sagte Heinrich; „in dem Falle, daß mein Bruder nicht der Anführer der Ligue wäre, oder noch besser, von dem Momente an, da mein Bruder ihr Anführer seyn würde, gäbe es keine Gefahr mehr dabei. He! das ist Logik, und unser Lehrer hat uns unser Geld nicht abgestohlen; nein, meiner Treue, ich hege kein Mißtrauen. Zudem kenne ich noch genug Kriegsmänner in Frankreich, um versichert zu seyn, in guter Gesellschaft gegen die Ligue vom Leder zu ziehen, an dem Tage, da die Ligue mich zu sehr beengen sollte.“

„Dieß ist wahr, Sire,“ versetzte der Herzog mit einer fast eben so erzwungenen Treuherzigkeit, als jene seines Bruders, „der König ist immer der König.“

Chicot öffnete wieder ein Auge.

„Pardieu!“ sagte Heinrich. „Leider fällt aber auch mir eine Idee ein; es ist unglaublich, wie zahlreich sie heute zum Vorschiene kommen; es giebt schon solche Tage.“

„Welche Idee, mein Bruder?“ fragte der Herzog,

schon besorgt, da er nicht glauben konnte, daß ein so großes Glück ohne Hinderniß in Erfüllung ginge.

„Ei, unser Vetter von Guise, der Vater der Erfindung, oder vielmehr welcher sich für den Vater derselben hält, unser Vetter von Guise hat sich wahrscheinlich in den Kopf gesetzt, der Anführer davon zu werden. Er wird auch ein Commando wollen?“

„Ein Commando, Sire?“

„Ohne Zweifel; sogar ohne allen Zweifel hat er wahrscheinlich die Sache nur ausgedacht, damit die Sache ihm nütze. Freilich sagten Sie, sie mit ihm ausgedacht zu haben. Aber nehmen Sie sich in Acht, Franz, er ist kein Mann, um das Opfer des: Sic vos non vobis zu werden. Sie kennen Virgils: Nidificates aves.“ *)

„O! Sire.“

„Franz, ich möchte wetten, daß er diesen Gedanken hegt. Er weiß, daß ich so sorglos bin!“

„Ja. Aber von dem Augenblicke an, da Sie Ihren Willen ihm werden eröffnet haben, wird er nachgeben.“

„Man wird nachzugeben scheinen. Und ich hab' es Ihnen schon gesagt: Nehmen Sie sich in Acht, Franz, er hat einen langen Arm, mein Vetter von Guise. Ich sage noch mehr, ich sage, daß er lange Arme habe, und daß Niemand im Königreiche, selbst nicht der König,

*) Bauet den Vögeln Nester ꝛc. D. Ueb.

wie er, sie ausstreckend, mit der einen Hand die Spanier berührt, und mit der Andern England, Don Juan von Oesterreich und Elisabeth. Bourbon's Degen war minder lang, als der Arm meines Vetters von Guise, und doch hat er unserm Ahnherrn, Franz I., viel Böses zugefügt."

„Aber wenn Eure Majestät ihn für so gefährlich halten," entgegnete Franz, „so ist dieß ja ein Grund mehr, das Commando der Ligue mir zu geben, um ihn zwischen meine und Ihre Macht zu nehmen, und ihm bei der ersten Verrätherei, die er wagen sollte, den Prozeß zu machen."

Chicot öffnete wieder das andere Auge.

„Den Prozeß! Franz, den Prozeß! Für Ludwig XI. der mächtig und reich gewesen, war es gut, Prozesse machen, und Schafote errichten zu lassen. Allein ich, der ich nicht einmal genug Geld besitze, um all' den schwarzen Sammet zu kaufen, den ich in einem solchen Falle nöthig haben könnte!" Diese Worte sprechend ließ Heinrich, welcher ungeachtet seiner Selbstbeherrschung sich heimlich aufgeregt hatte, einen Blick auf den Herzog fallen, dessen Glanz er nicht ertragen konnte. Chicot schloß wieder beide Augen. Zwischen den zwei Fürsten trat eine Pause des Schweigens ein. Der König brach es zuerst.

„Man muß also alle Schonung anwenden, mein lieber Franz," sagte er; „keine Bürgerkriege, keine Spaltungen zwischen meinen Unterthanen. Ich bin der Sohn

Heinrichs des Streitsüchtigen, und Katharinens der Schlauen; ich habe ein wenig von der Arglist meiner guten Mutter; ich werde den Herzog von Guise zurückrufen lassen, und ihm so viele schöne Verheissungen machen, daß wir Ihre Angelegenheit gütlich in Ordnung bringen werden."

„Sire," rief der Herzog von Anjou aus, „Sie bewilligen mir das Commando, nicht wahr?"

„Ich glaube wohl."

„Es liegt Ihnen daran, daß ich es bekomme?"

„Ungeheuer."

„Kurz, Sie wollen es?"

„Dieß ist mein größter Wunsch; nur darf es jedoch meinem Vetter von Guise nicht zu sehr mißfallen."

„Wohlan, seyen Sie unbesorgt," versetzte der Herzog von Anjou; „wenn Sie nur dieses Hinderniß meiner Ernennung sehen, so nehme ich es auf mich, die Sache mit dem Herzoge zu schlichten."

„Und wann?"

„Auf der Stelle."

„Sie wollen ihn also besuchen? Sie wollen ihm also einen Besuch machen? O! mein Bruder, überlegen Sie es wohl, diese Ehre ist sehr groß!"

„Nein, Sire, ich will ihn nicht besuchen."

„Wie so?"

„Er wartet auf mich."

„Wo?"

„In meiner Wohnung."

„In Ihrer Wohnung? ich habe die Zurufe gehört, die seinen Austritt aus dem Louvre begrüßt haben."

„Ja, aber nach seinem Austritte durch das große Thor, wird er durch die Schlupfthüre wieder eingetreten seyn. Der König hatte den Anspruch auf den ersten Besuch des Herzogs von Guise; ich aber habe Anspruch auf den zweiten."

„Ah! mein Bruder," sagte Heinrich, „wie dankbar bin ich Ihnen dafür, daß Sie unsere Vorrechte so unterstützen, die ich bisweilen zu vernachlässigen die Schwachheit habe. Gehen Sie also, Franz, und werden Sie eins."

Der Herzog faßte die Hand seines Bruders, und bückte sich, um sie zu küssen.

„Was thun Sie, Franz? In meine Arme, an mein Herz," rief Heinrich aus, „hier ist Ihr rechter Platz." Und die beiden Brüder hielten sich zu verschiedenen Malen umarmt; dann, nach einer letzten Umarmung verließ der Herzog von Anjou, frei gelassen, das Cabinet, durchschritt rasch die Gallerien, und eilte in seine Wohnung. Sein Herz mußte, wie jenes des ersten Seefahrers, mit Eichenholz und Stahl umreifet seyn, um nicht vor Freude zu zerspringen. Nach der Entfernung seines Bruders, knirschte der König vor Zorn, und erreichte, in den geheimen Corridor stürzend, der in das Zimmer der Margarethe von Navarra führte, das nun dem Herzoge von Anjou gehörte, eine Art Verschlag vor einer Thüre, von wo aus man eben so leicht die Unterredung hören konnte, welche zwischen dem

Herzoge von Anjou und von Guise Statt finden sollte, als Denis von seinem Schlupfwinkel aus das Gespräch seiner Gefangenen zu vernehmen vermochte.

„Ventre de biche!“ sagte Chicot, beide Augen zugleich wieder öffnend, und auf seinen Hintern sich setzend, „wie rührend sind doch die Familienscenen! Ich wähnte einen Augenblick, im Olymp zu seyn, der Wiedervereinigung von Castor und Pollux nach ihrer sechsmonatlichen Trennung beiwohnend.

Siebenzehntes Kapitel.

Worin bewiesen wird, daß Horchen das beste Mittel ist, um zu hören.

Der Herzog von Anjou war zu seinem Gaste, dem Herzoge von Guise, in jenem Zimmer der Königin von Navarra gekommen, wo ehedem der Béarner und von Mouy mit leiser Stimme, den Mund an's Ohr haltend, ihre Entweichungsprojekte entworfen hatten; der vorsichtige Heinrich wußte wohl, daß es im Louvre wenige Zimmer gab, die nicht dazu eingerichtet waren, selbst die halblaut gesprochenen Worte zum Ohre desjenigen gelangen zu lassen; welcher ein Interesse daran fand, sie zu hören. Der Herzog von Anjou wußte gleichfalls diesen so wichtigen Umstand; aber durch die Gutmüthigkeit seines Bruders völlig getäuscht, vergaß er ihn,

oder legte ihm keine Wichtigkeit bei. Heinrich III., wie gesagt, begab sich in seine Beobachtungsstätte in dem Augenblicke, da sein Bruder in das Zimmer trat, so daß kein einziges Wort der Sprechenden dem Könige entging.

„Wohlan, Monseigneur!" fragte der Herzog von Guise rasch.

„Wohlan, Herzog! die Sitzung ist aufgehoben."

„Sie waren sehr blaß, Monseigneur."

„Sichtbar?" fragte der Herzog mit Besorgniß.

„Für mich, ja, Monseigneur."

„Hat der König nichts gesehen?"

„Nichts, wenigstens wie ich glaube, und Seine Majestät haben Eure Hoheit zurückbehalten."

„Sie haben es gesehen, Herzog?"

„Ohne Zweifel um mit Ihnen von dem Vorschlage zu sprechen, den ich ihm gemacht hatte."

„Ja, mein Herr."

In diesem Momente trat ein ziemlich verlegenes Schweigen ein, dessen Sinn Heinrich begriff, dessen Platz so beschaffen war, daß ihm kein Wort von ihrem Gespräche entgehen konnte.

„Und was sagen Seine Majestät, Monseigneur?" fragte der Herzog von Guise.

„Der König billiget die Idee; aber je riesenhafter die Idee ist, desto gefährlicher scheint es ihm, einen Mann, wie Sie, an die Spitze dieser Idee zu stellen."

„Dann sind wir nahe daran, zu scheitern."

„Ich befürchte dieß selbst, mein lieber Herzog, und die Ligue scheint mir unterdrückt."

„Teufel!" erwiederte der Herzog, „dieß hieße vor der Geburt sterben, enden, bevor man begonnen hat."

„Es hat der Eine so viel Geist, wie der Andere," sagte eine leise und beißende Stimme, in das Ohr des auf seinen Beobachtungspunkt hingeneigten Königes tönend. Heinrich kehrte sich rasch um, und sah die große Gestalt Chicot's der sich bückte, um an seinem Loche zu horchen, wie jener an dem Seinigen horchte.

„Du bist mir gefolgt, Spitzbube!" rief der König aus.

„Schweige," versetzte Chicot, indem er eine Geberde mit der Hand machte; „schweig, mein Sohn, Du verhinderst mich, zu hören.

Der König zuckte die Achseln; da aber Chicot im Grunde das einzige menschliche Wesen war, auf den er völliges Vertrauen setzte, begann er wieder zu horchen. Der Herzog von Guise hatte wieder das Wort genommen.

„Monseigneur," sagte er, „es dünkt mir, daß in diesem Falle der König alsogleich seine Weigerung ausgesprochen hätte; er hat mich schlecht genug empfangen, um es zu wagen, seinen ganzen Gedanken mitzutheilen. Will er mich etwa umgehen?"

„Ich glaube," antwortete der Prinz zögernd.

„Er würde dann das Unternehmen zu Grunde richten?"

„Gewiß," entgegnete der Herzog von Anjou, „und da Sie, den Gegenstand zur Sprache gebracht haben,

mußte ich Sie aus allen meinen Kräften unterstützen, und ich that es."

„In wie ferne, Monseigneur?"

„In so ferne: daß der König es mir, so zu sagen, frei gestellt hat, die Ligue zu beleben, oder sie für immer zu tödten."

„Und wie so?" fragte der Lothringische Herzog, dessen Blick wider seinen Willen funkelte.

„Hören Sie, dieß bleibt immer der Genehmigung der vorzüglichsten Führer unterworfen; Sie begreifen es wohl. Wenn, anstatt sie wegzuthun, und die Ligue aufzulösen, er einen dem Unternehmen günstigen Anführer ernennen, wenn er, anstatt den Herzog von Guise auf diesen Posten zu erheben, den Herzog von Anjou hinstellen würde."

„Ah!" sagte der Herzog von Guise, der weder den Ausruf verhalten, noch das Blut zurückdrängen konnte, das ihm in's Gesicht stieg.

„Gut!" äußerte Chicot, „die beiden Doggen werden um ihre Knochen raufen." Doch zum großen Erstaunen Chicot's, und besonders des Königs, der hiewegen weniger wußte, als Chicot, hörte der Herzog von Guise plötzlich auf, sich zu erstaunen und zu erzürnen, und sagte mit einer ruhigen und fast fröhlichen Stimme: „Sie sind ein geschickter Politiker, Monseigneur, wenn Sie dieß gethan haben."

„Ich hab' es gethan," erwiederte der Herzog.

„Sehr schnell."

„Ja, aber man muß es sagen, die Umstände halfen mir, und ich habe sie benützt; gleichwohl, mein lieber Herzog," fügte der Prinz bei, „ist nichts festgesetzt, und ich wollte nicht abschließen, ohne Sie zuvor gesehen zu haben."

„Wie so, Monseigneur?"

„Weil ich noch nicht weiß, zu was uns dieß führen wird."

„Ich weiß es wohl," sagte Chicot.

„Dieß ist ein kleines Complott," äußerte Heinrich lächelnd.

„Von dem jedoch, Herr von Morvilliers, der immer so gut unterrichtet ist, wie Du behauptest, Dir nichts mittheilte; aber laß uns horchen, es wird interessant."

„Wohlan, ich will Ihnen sagen, Monseigneur, nicht zu was uns dieß führen wird, denn Gott allein weiß es, sondern wozu es uns nützen kann," fuhr der Herzog von Guise fort; „die Ligue ist eine zweite Armee; nun aber, da ich die erste halte, da mein Bruder, der Cardinal, die Kirche hält, wird uns nichts widerstehen können, so lange wir vereiniget bleiben werden."

„Ungerechnet," sagte der Herzog von Anjou, „daß ich der präsumtive Erbe der Krone bin."

„Ah! ah!" sagte Heinrich.

„Er hat Recht," versetzte Chicot; „es ist Deine Schuld, mein Sohn; Du trennst immer die zwei Hemden von Unser Lieben Frau zu Chartres."

„Ferner, Monseigneur, wiewohl Sie präsumtiver Erbe der Krone sind, bringen Sie die schlimmen Wechselfälle in Anschlag."

„Herzog, glauben Sie, daß dieß nicht schon geschehen sey, und daß ich sie Alle nicht hundertmal abgewogen habe?"

„Da ist vor Allem der König von Navarra."

„O! der beunruhigt mich nicht; er hat mit seiner Liebschaft mit la Fousseuse, vollauf zu thun."

„Dieser, Monseigneur, wird Ihnen die Schnüre Ihrer Börse streitig machen; er ist schlank, mager, ausgehungert; er gleicht jenen Dachtraufekatzen, die der bloße Geruch einer Maus anreizt, ganze Nächte auf einer Dachluke zuzubringen, während die gemästete, vollgestopfte, eingemummte Katze, ihre Kralle, so schwer ist ihre Pfote, nicht aus ihrer Sammetscheide ziehen kann; der König von Navarra belauert Sie; er steht auf dem Anstande; er verliert weder Sie, noch Ihren Bruder aus den Augen; es hungert ihn nach Ihrem Throne. Warten Sie, bis ein Unfall demjenigen begegnet, der darauf sitzt, und Sie werden sehen, ob die magere Katze elastische Muskeln hat, und ob sie nicht, um Ihnen ihre Krallen fühlbar zu machen, mit einem Satze von Pau nach Paris springen wird, Sie werden sehen, Monseigneur, Sie werden sehen."

„Ein Unfall Demjenigen, der auf dem Throne sitzt," wiederholte Franz langsam, seine fragenden Augen auf den Herzog von Guise heftend.

„Ei! ei!" sagte Chicot, „höre Heinrich, dieser Guise sagt sehr belehrende Dinge, oder vielmehr wird sie sagen, und ich rathe Dir, Deinen Nutzen daraus zu ziehen."

„Ja, Monseigneur," wiederholte der Herzog von Guise. „Ein Unfall! Die Unfälle sind in Ihrer Familie nicht selten, Sie wissen es, wie ich, und vielleicht besser, als ich. Da ist ein Prinz, der in guter Gesundheit lebt, und plötzlich in eine Abzehrung fällt; ein Anderer rechnet darauf, noch viele Jahre zu leben, der schon nur mehr Stunden zu leben hat."

„Hörst Du, Heinrich, hörst Du?" fragte Chicot, die Hand des Königs fassend, die, zitternd, von einem kalten Schweiße bedeckt wurde.

„Ja, es ist wahr," sagte der Herzog von Anjou mit einer so dumpfen Stimme, daß, um sie zu vernehmen, der König und Chicot gezwungen wurden, ihre Aufmerksamkeit zu verdoppeln, „es ist wahr, die Prinzen meines Hauses werden unter fatalen Einflüssen geboren; aber mein Bruder Heinrich III. ist, Gott sey Dank, kräftig und gesund; er hat ehedem Kriegsstrapazen ertragen, und widerstanden. Um so besser wird er jetzt widerstehen, da sein Leben nur mehr eine Reihe von Vergnügungen ist, von Vergnügungen, die er eben so gut erträgt, als er ehedem den Krieg ertrug."

„Ja, Monseigneur; aber erinnern Sie sich eines Umstandes," fuhr der Herzog fort, „nämlich, daß die Vergnügungen, denen sich die Könige in Frankreich überlassen, nicht immer ohne Gefahr sind, wie z. B. Ihr

Vater, Heinrich II., der auch den Kriegsgefahren glücklich entgangen war, in diesen Vergnügungen gestorben ist, von denen Sie sprechen. Das Eisen der Lanze von Montgommery war eine stumpfe Waffe, es ist wahr, aber für einen Küraß, und nicht für ein Auge; daher ist Heinrich II. gestorben, und dieß ist ein Unfall, denk' ich. Sie werden mir erwiedern, daß fünfzehn Jahre nach diesem Unfalle die Königin Mutter Herrn von Montgommery, der sich durch die Wohlthat der Verjährung völlig sicher wähnte, hat ergreifen und enthaupten lassen. Dieß ist wahr; allein der König war deßhalb nicht weniger todt. Was seinen Bruder, den seligen König Franz betrifft, sehen Sie, wie seine Geistesschwäche in der Volksmeinung ihm geschadet hat; er ist auch auf eine sehr unglückliche Weise gestorben, dieser würdige Fürst. Sie werden mir beistimmen, Monseigneur wer Teufel sollte ein Ohrenweh für Unfall halten? Und dennoch war es einer, und zudem einer der schwersten. Auch hab' ich mehr als einmal im Felde, in der Stadt, und sogar am Hofe sagen hören, daß diese tödtliche Krankheit in das Ohr des Königs Franz II. durch Jemand sey gegossen worden, den man sehr mit Unrecht den Zufall genannt hatte, da er einen andern, sehr bekannten Namen führte."

„Herzog," murmelte Franz erröthend.

„Ja, Monseigneur, ja," fuhr der Herzog fort, „der Name König bringt seit einiger Zeit Unglück; wer König sagt, sagt gewagt. Sehen Sie Anton von Bour-

bon; ganz gewiß hat ihm der Name König jenen Büchsenschuß in die Schulter eingebracht, ein Unfall, der für jeden Andern, als für einen König, durchaus nicht tödtlich gewesen wäre, und in Folge dessen er dennoch gestorben ist. Das Auge, das Ohr und die Schulter haben viel Trauer in Frankreich veranlaßt, und dieß erinnert mich sogar, daß Herr von Bussy bei dieser Gelegenheit hübsche Verse gemacht hat."

„Welche Verse?" fragte Heinrich.

„Geh doch!" antwortete Chicot; „kennst Du sie nicht?"

„Nein."

„Aber Du mußt entschieden ein wahrer König seyn, da man Dir diese Dinge da verhehlt. Ich will sie Dir hersagen; höre:

„Durch's Aug', die Schulter und das Ohr,
Drei König Frankreich schon verlor;
Durch's Aug', das Ohr, die Schulter sanken,
In's Grab drei Könige der Franken.
Durch's Aug', die Schulter und das Ohr..."

„„Doch stille! stille! Mir ist's, als ob Dein Bruder etwas noch Interessanteres sagen werde."

„Aber der letzte Vers?"

„Ich werde ihn Dir später sagen, wenn Herr von Bussy aus seiner sechszeiligen Strophe eine zehnzeilige wird gemacht haben."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß zwei Personen im Fa-

miliengemälde fehlen; aber horch, Herr von Guise wird sprechen, und sie nicht vergessen."

Wirklich begann in diesem Augenblicke das Gespräch wieder. „Ohne zu erwähnen, Monseigneur," fuhr der Herzog von Guise fort, „daß die Geschichte Ihrer Eltern und Verwandten nicht ganz in Bussy's Versen enthalten ist."

„Wie ich's Dir sagte," bemerkte Chicot, Heinrich mit dem Elbogen berührend.

„Sie vergaßen Johanna von Albret, die Mutter des Béarner's, die durch die Nase gestorben ist, weil sie an einem Paare parfümirte Handschuhe gerochen, die sie an der Brücke Saint-Michel bei dem Florentiner kaufte; ein sehr unerwarteter Unfall, und welcher um so mehr Jedermann überraschte, weil man Leute kannte, die gerade in jenem Augenblicke dieses Todesfalles sehr bedurften. Werden Sie läugnen, Monseigneur, daß dieser Todesfall Sie sehr überrascht hat?"

Der Herzog gab keine andere Antwort, als ein Zucken der Augenbrauen, welches seinem hohlen Blicke einen noch düsterern Ausdruck verlieh.

„Und der Unfall des Königs Karl IX., den Eure Hoheit vergessen," sagte der Herzog; „dennoch ist er einer von jenen, welche erzählt zu werden verdienen. Ihn hat der Unfall weder durch das Auge, noch durch das Ohr, weder durch die Schulter noch durch die Nase betroffen, sondern durch den Mund."

„Was beliebt?" rief Franz aus. Und Heinrich III

hörte den Schritt seines Bruders, der vor Schrecken zurückfuhr, auf dem sonoren Boden wiederhallen.

„Ja, Monseigneur, durch den Mund," wiederholte Guise, „die Jagdbücher sind gefährlich, deren Seiten aneinander kleben, und die man nur durchblättern kann, wenn man in jedem Augenblicke seinen Finger an seinen Mund thut; dieß verderbt den Speichel und ein Mann, wär's auch ein König, geht nicht weit, wenn er einen verdorbenen Speichel hat."

„Herzog! Herzog!" wiederholte zweimal der Prinz, „ich glaube, daß Sie nach Herzenslust Verbrechen ersinnen."

„Verbrechen?" wiederholte Guise; „ei, wer spricht denn von Verbrechen? Monseigneur, ich erzähle nur die Unfälle, das ist Alles; Unfälle, verstehen Sie wohl? Nie war von etwas Anderem die Rede, als von Unfällen. Ist das dem Könige Karl IX. auf der Jagd begegnete Abenteuer nicht auch ein Unfall?"

„Halt," sagte Chicot, „da giebt's etwas Neues für Dich, der Du Jäger bist; Heinrich, horch, horch, dieß muß sonderbar seyn."

„Ich weiß, was es ist," versetzte Heinrich.

„Ja, aber ich weiß es nicht, ich; ich bin am Hofe noch nicht vorgestellt worden; laß mich also horchen, mein Sohn."

„Sie wissen, Monseigneur, von welcher Jagd ich sprechen will," fuhr der Lothringische Prinz fort, „bei

welcher, in der edelmüthigen Absicht, den Eber zu tödten, der auf Ihren Bruder stürzte, Sie mit einer solchen allzugroßen Eile schossen, daß Sie, anstatt das Thier zu treffen, auf das Sie zielten, jenes Thier trafen, auf das Sie nicht zielten. Dieser Büchsenschuß, Monseigneur, beweiset besser, als alles Andere, wie sehr man Unfällen mißtrauen muß. Wirklich kennt am Hofe Jedermann Ihre Gewandtheit, Monseigneur. Eure Hoheit thun nie einen Fehlschuß, und mußten wohl sehr erstaunt gewesen seyn, dießmal gefehlt zu haben, vorzüglich da die Böswilligkeit ausgestreuet hat, daß dieser Sturz des Königes unter sein Pferd seinen Tod veranlassen konnte, wenn nicht der König von Navarra so glücklicherweise den Eber getödtet hätte, den Eure Hoheit gefehlt hatten."

„Nun denn," fragte der Herzog von Anjou, indem er die Zuversicht wieder zu gewinnen suchte, welcher der Herzog von Guise einen gewaltigen Stoß versetzt hatte, „welches Interesse hatte ich am Tode des Königs, meines Bruders, da der Nachfolger Karls IX. Heinrich III. heißen mußte?"

„Einen Augenblick, Monseigneur; verständigen wir uns; es gab schon einen erledigten Thron, jenen von Polen. Der Tod des Königs Karl IX. ließ einen andern zurück, jenen von Frankreich. Gewiß, ich weiß es wohl, Ihr älterer Bruder hätte unstreitig den Thron von Frankreich gewählt. Aber der Thron von Polen

war immerhin ein sehr wünschenswerther schlimmster Fall; es giebt Leute, wie man mir versichert, welche nach dem armen kleinen Thronchen des Königs von Navarra streben. Uebrigens brachte Sie dieß doch um eine Stufe näher, und dann waren Sie es, dem die Unfälle nützten. Der König Heinrich III. ist in zehn Tagen von Warschau zurückgekehrt; warum hätten Sie nicht, bei eintretendem Unfalle nämlich, das gethan, was der König Heinrich III. gethan hat?"

Heinrich III. schaute Chicot an, der seinerseits den König anschaute, nicht mehr mit jenem Ausdrucke von Schalkheit und beißender Spöttelei, den man gewöhnlich im Auge des Narren las, sondern mit einer fast zärtlichen Theilnahme, die beinahe alsogleich auf seinem von der südlichen Sonne bronzirten Gesichte verschwand.

„Was schließen Sie daraus, Herzog?" fragte nun der Herzog von Anjou, der diese Unterredung, aus welcher das ganze Mißvergnügen des Herzogs von Guise hervorgebrochen war, beendigte, oder vielmehr zu beendigen suchte.

„Monseigneur, ich schließe daraus, daß jeder König seinen Unfall hat, wie wir so eben gesagt haben. Nun aber sind Sie der unvermeidliche Unfall des Königs Heinrich III., vorzüglich, wenn Sie Anführer der Ligue sind, weil Anführer der Ligue seyn, fast der König des Königs seyn heißt, abgesehen davon, daß Sie, wenn Sie Anführer der Ligue sind, den Unfall der

nahen Regierung Eurer Hoheit unterdrücken, nämlich den Béarner."

„Der nahen! hörst Du es?" rief Heinrich III. aus.

„Ventre de biche! Ich glaub's wohl, daß ich höre," antwortete Chicot.

„Also ..." sagte der Herzog von Guise.

„Also," wiederholte der Herzog von Anjou, „ich werde annehmen, das ist Ihre Meinung, nicht wahr?"

„Ei was?" erwiederte der Lothringische Prinz, „ich bitte Sie vielmehr inständig darum, anzunehmen, Monseigneur."

„Und Sie, heute Abend?"

„O! seyen Sie unbesorgt; seit diesem Morgen stehen meine Leute im Felde, und heute Abend wird Paris neugierig seyn."

„Was geschieht denn heute Abend in Paris?" fragte Heinrich.

„Wie! Du errathest nicht?"

„Nein."

„Ah! wie dumm Du bist! mein Sohn; heute Abend unterzeichnet man die Ligue öffentlich, das versteht sich; denn schon lange unterzeichnet, und wieder unterzeichnet man sie heimlich; man wartete nur auf Deine Genehmigung; Du hast sie diesen Morgen gegeben, und man unterzeichnet sie diesen Abend; ventre de biche, Du siehst es, Heinrich, Deine Unfälle, denn

Du hast deren zwei, ... Deine Unfälle verlieren keine Zeit."

„Gut," sagte der Herzog von Anjou; „auf heute Abend, Herzog."

„Ja, auf heute Abend," äußerte Heinrich.

„Wie!" erwiederte Chicot, „Du wirst Dich einer Gefahr aussetzen, indem Du heute Abend durch die Strassen der Stadt eilest, Heinrich?"

„Gewiß."

„Du hast Unrecht, Heinrich."

„Warum?"

„Nimm Dich vor den Unfällen in Acht!"

„Ich werde unter guter Bedeckung gehen, sey unbesorgt; übrigens, komm mit mir!"

„Geh doch, Du hältst mich für einen Hugenotten, mein Sohn, nein. Ich bin ein guter Katholik, und will die Ligue unterzeichnen, und zwar lieber zehnmal als einmal, lieber hundertmal als zehnmal."

Die Stimme des Herzogs von Anjou und des Herzogs von Guise verloren sich.

„Noch ein Wort," sagte der König, Chicot zurückhaltend, der sich zu entfernen suchte. „Was denkst Du von dem Allem?"

„Ich denke, daß Keiner von den Königen, Ihren Vorfahren, seinen Unfall wußte: Heinrich II. hatte das Auge nicht vorhergesehen; Franz II. hatte das Ohr nicht vorhergesehen; Anton von Bourbon hatte die

Schulter nicht vorhergesehen; Johanna von Albret hatte die Nase nicht vorhergesehen; Karl IX. hatte den Mund nicht vorhergesehen. Sie haben also einen großen Vortheil über sie voraus, Meister Heinrich; denn, ventre de biche, Sie kennen Ihren Bruder, nicht wahr, Sire?"

„Ja," antwortete Heinrich, „und, par la mordieu man wird es in Bälde gewahr werden."

Ende des dritten Theiles.



